

Abend -



Zeitung.

Zwei und dreißigster Jahrgang.

26.

Donnerstag, am 29. Juni 1848.

Volkswohl.

Die aus den meisten Ländern sich häufenden Klagen über wachsendes Proletariat fordern jeden Menschenfreund dringend auf, über die Mittel nachzudenken, welche diesem Wachsen Einhalt thun können.

Die verschiedenartigsten Vorschläge sind bereits darüber laut geworden, ohne als zielführend sich erwiesen zu haben.

Es scheint uns nun zuvörderst nöthig, den wirklichen Begriff des Proletariats festzustellen, sowie dessen nächste Ursachen aufzusuchen.

Wir rechnen zu den Proletariern nicht die bei weitem größte Zahl der Arbeiter, welche dauernde Beschäftigung haben, ihre Arbeit mit Lust verrichten und mittelst derselben sich den nothwendigen Lebensunterhalt verdienen. Gegentheils sehen wir häufig solche Arbeiter zu einem gewissen Wohlstande langsam gelangen, wenn sie durch ihre und der Ihrigen dauernde Gesundheit und durch Mäßigkeit in ihren Bestrebungen unterstützt werden.

Fehlen dagegen die beiden letztern Bedingungen, werfen Krankheit und Invalidität den Arbeiter oder seine Familie darnieder, entfernen er oder die

Seinigen sich von heilsamer Nüchternheit und Mäßigkeit, dann ist der erste Schritt zum Proletariat geschehen und es bedarf dann nicht langer Zeit, um eine wirkliche Proletarier-Familie entstehen zu sehen.

Erscheinen uns demnach Krankheit und Unmäßigkeit als die Grundursachen des Proletariats und sind wir darüber einverstanden, dann werden wir auch unschwer über die rechten Mittel uns verständigen, wie diese Ursachen zu beseitigen sind.

Gegen die Unmäßigkeit kann nur eine vermehrte sittliche Hebung der arbeitenden Klassen sich als wirksam erweisen, und als das kräftigste Mittel, diese sittliche Verbesserung herbeizuführen, erscheint uns neben angemessener Schul- und Religionsbildung die Sicherstellung für den Arbeiter, daß die erste Grundursache, Krankheit und Invalidität, seinen Hausstand nicht zu ruiniren vermöge, sondern die schlimme Wirkung derselben durch die helfende Theilnahme seiner Mitmenschen in ihrer Gesamtheit ausgeglichen werde.

Glauben nun vielleicht Viele, daß diese Wirkungen beseitigt werden könnten und würden durch die Privatwohlthätigkeit, und geschieht auch wirklich

Vieles zu diesem Zwecke, so lehrt uns doch die tägliche Erfahrung, daß es bei Weitem nicht ausreicht und daß zugleich größere Kräfte vereinigt werden müssen, um den vorgesezten Zweck ganz zu erreichen.

Verhehlen wir uns nicht, daß große Summen erforderlich sind, um die schlimmen Wirkungen ganz aufzuheben, welche Krankheit und Invalidität unter den arbeitenden Klassen hervorrufen, aber erschrecken wir nicht vor deren Höhe, sondern halten wir uns die große Möglichkeit, den Segen ihrer Anwendung vor Augen, und sehen wir uns nach den leichtesten Mitteln um, wie sie zu beschaffen sind.

Sparkassen nach unsern bestehenden Einrichtungen, sie erreichen nicht den Zweck und kommen nur den Arbeitern in sehr kleiner Zahl zu Gute, welche, durch Gesundheit und Mäßigkeit unterstützt, kleine Ersparungen in denselben anlegen können. Die bei weitem größte Zahl der Arbeiter, welche nicht im Stande sind, die Sparkassen zu benutzen, sind nichts davon gebessert.

Man errichte aber eine allgemeine Landes-Arbeiter-Sparkasse und dotire diese damit, daß man von jedem Arbeitgeber ohne Ausnahme für jeden Arbeiter täglich etwa einen halben oder einen Silbergroschen erhebt. (Hier wäre vielleicht eine Erhebung nach Prozent zu substituiren.)

Man stelle diese Kasse unter die spezielle Verwaltung der Gemeinde- und Kreisbehörden, unter die generelle Aufsicht der Staats- und ständischen Verwaltungen.

Diese Kasse wird im Stande sein, alle franke und invalide Arbeiter, sowie deren Witwen und Waisen genügend zu unterstützen, und die Sicherheit dieser Landesunterstützung wird den wohlgesinnten Arbeiter in seinen gesunden Tagen um so kräftiger ermuntern zur Thätigkeit und Mäßigkeit, den Trägen und Unmäßigen aber auf den bessern Weg zu führen geeignet sein, wenn die Unterstützung an die Bedingung von Thätigkeit und Mäßigkeit geknüpft ist.

Die Kasse wird die Mittel gewähren, unverbesserliche, faule und unmäßige Arbeiter in ländlichen Kolonien anzusiedeln, wo sie zwangsweise sich mindestens ihren Lebensunterhalt erarbeiten,

sonst aber hungern müssen, und bieten alle Gegenden hierzu überall noch kulturfähige Landstriche dar.

Diese Kasse wird die Mittel gewähren, fleißigen durch Krankheit zurückgekommenen Handwerkern mit zinsfreien Darlehen zu Hilfe zu kommen und dadurch größerer Verarmung derselben vorzubeugen.

Diese Kasse wird eine kräftige Hilfe gestatten in Noth und Theurungszeiten und die Einrichtungen zweckmäßiger Krankenpflege-Anstalten ermöglichen in den Gemeinden und Gegenden, wo solche noch fehlen.

Diese Kasse wird endlich im Stande sein, die so nützlichen Sparprämien in ausgedehnter Weise gewähren zu können.

Man wird einwenden, die vorgeschlagene Abgabe erhöhe den Arbeitslohn des Landes um vielleicht 4 bis 5, eventuell 8 bis 10 Prozent, und werde vielen Arbeitgebern die Fortsetzung ihrer geschäftlichen Thätigkeit erschweren, ja unmöglich machen.

Hierauf haben wir zu erwidern, daß nur eine verhältnißmäßig geringe Zahl von Arbeitern in Fabriken, bei weitem die meisten aber bei Feld- und Garten-, Berg- und sonstigen Bauten beschäftigt sind, daß die Produkte und Fabrikate der meisten Länder zum bei weitem größten Theile durch die innere Konsumtion verbraucht werden, und daß die wirklich nachtheilige Wirkung der Abgabe sich demnach auf die wenigen Fabriken reduziert, welche ausschließlich für den Export arbeiten.

Obschon nun auch für diese sich successiv eine Ausgleichung finden wird, sei es durch Adoptirung ähnlicher Systeme in andern Ländern, sei es die durch vermehrte Erzeugung von Lebensmitteln hervorgerufene größere Billigkeit derselben, so ließe sich auch für diese Fabriken, die erweislich durch obige Abgabe nicht mehr konkurriren könnten nach Außen, eine Entschädigung finden, in Bewilligung einer entsprechenden Ausfuhrprämie, welche obige Kasse zu gewähren hätte.

Ferner ist nicht zu übersehen, daß der ganze Betrag der vorgeschlagenen Abgabe der innern Produktionsfähigkeit wieder zu Gute kommt, indem durch Besserstellung der arbeitenden Klasse

dieselbe Konsumtionsfähiger gemacht, dadurch vermehrte Arbeit, also vermehrter Nationalreichtum geschafft, und demnach eine doppelt gesegnete Wechselwirkung hervorgerufen wird.

Daß ein großer Theil der nach unsern Vorschlägen aufzubringenden und systematisch zu verwendenden Summe auch jetzt aufgebracht und unzweckmäßig verwendet werde, leidet keinen Zweifel, sowie die Befürchtung andererseits nur zu nahe liegt, daß wir in nicht zu ferner Zeit größere Summen als die vorgeschlagene als Armensteuer werden aufzubringen haben, zunehmende Unsitte, vermehrtes Proletariat und das drohende Gespenst des Kommunismus in ihrem Gefolge, wenn wir nicht rechtzeitig einlenken und Einrichtungen schaffen, welche den treuen fleißigen Arbeiter gegen Noth und Verkümmern in Krankheit und seinem invaliden Alter die so menschlich natürliche und nöthige Unterstützung sichern.

Sei es nun der Statistik überlassen, uns nachzuweisen, ob die vorgeschlagene Höhe der Abgabe für die beabsichtigten Zwecke ausreiche, oder aber zu hoch oder zu niedrig gegriffen sei, bleibe es den vereinten Bemühungen der Staats- und Kommunalbehörden anheimgegeben, über die einfachste und zweckmäßigste Organisation der allgemeinen Landes- Arbeiter-Sparkasse sich zu verständigen, wir halten uns überzeugt, daß nur auf legislativem Wege dem Wachsen des Proletariats Einhalt gethan werden und dasselbe successiv aus der Gesellschaft ausgerottet werden kann.

Gesegnet für Mit- und Nachwelt der Gesetzgeber, dem die Lösung dieser großen, aber erreichbaren Aufgabe gelingt! —

E. B.

Die barmherzigen Schwestern.*

Die „Akademie der Medicin“ liegt nicht hinter der berühmten Normal-Uhr der Residenz, sondern in — den Hütten der Armen.

Sinzig aus diesem Grunde, darf ich Verzeihung hoffen, wenn ich keine theoretische Abhandlung

* Unter diesem Titel ist ein geistvolles Büchlein bei Besser in Berlin erschienen, von Dr. Josef Hermann Schmidt, K. Geh. Medizinalrath und Prof.

vorlese, z. B. über 365 Fieber-Definitionen, einschließlich der allerneusten, nach welcher auch das Fieber eine Mythe ist. Der größten, unzweifelhaft persönlichen Volkskrankheit unserer Zeit, des Pauperismus, will ich gedenken, doch nicht, um die kolossalen Beziehungen dieser Weltseuche in den engen Zeitraum einer Stunde zusammenzudrängen und die Reihe lichter Vorträge mit einem dunklen Bilde zu schließen, sondern um in nahe vor mir liegender Ideen-Verbindung, ein großes Heilmittel da zu suchen, wo es sicher zu finden ist, in der Jugend des weiblichen Herzens. —

Hierbei werde ich mich aber wohl hüten, Wasser in's Weltmeer zu schütten und obendrein noch edle Bescheidenheit zu verletzen. Darum rede ich nicht von den Verdiensten der Frauen um das Armenwesen überhaupt, sondern nur von solchen Frauen, von denen ich ganz gewiß weiß, daß sie — nicht hier sind. — Zwei Parallel-Institute, die Genossenschaften der barmherzigen Schwestern und die Vereine der evangelischen Diakonissen, haben außer großer innerer Aehnlichkeit ein äußeres Schicksal zu theilen, nämlich dieses, daß sie für einen Theil des gebildeten Publikums der Gegenstand großen Lobes ohne Ende, für einen andern das Object maßloser Besorgnisse geworden sind. Süddeutsche Stände-Kammern und westdeutsche Provinzial-Landtage haben für und wider parlamentirt. Lobredner haben die Schattenseiten verschwiegen und Widersacher die stärkeren Lichtseiten nicht sehen wollen und jenes ist für die Sache der Wahrheit so schädlich, als dieses. Auch die rechte Mitte hat ihre Vertreter gefunden, doch in verhältnißmäßig geringer Anzahl. Denn beide Institute haben eine confessionelle Färbung und eben deshalb hat man sie durch confessionelle Gläser gesehen, natürlich nicht bloß durch das Glas derjenigen Confession, der sie angehören, sondern auch reciproce durch das der andern.

Auch nicht confessionelle Dinge betrachtet die literarische Tagesrichtung nicht selten aus confessionellen Gesichtspunkten. Es kann daher vielleicht nicht schaden, auch umgekehrt zuweilen entschieden-confessionelle Angelegenheiten von nicht confessionellen Standpunkten anzusehen, z. B. vom

physicalisch = mathematischen oder auch vom ärztlichen und allgemein = menschlichen.

Wenn wir die große Epidemie unserer Zeit überhaupt heilen wollen, so wird es vor allen Dingen nöthig sein, die Heilmittel nicht für größere Uebel zu halten, als die Krankheit selber. Leider aber haben alle Handlungen der Nächstenliebe, auch die unschuldigsten, zu erwarten, daß sie häufiger (obgleich zuweilen aus bester Absicht), mit bewaffneten, als mit unbefangenen Augen angesehen werden. Man reiche einem Durstigen einen Trunk Wassers, die besorgliche Kritik wird es nicht unterlassen, in dieser unbedeutenden Thatsache eine Summe von Schädlichkeiten zu erblicken, und sollte sie auch an die vielen häßlichen Thiere erinnern müssen, welche die neuere Microscopie unter gewissen Bedingungen in jedem Wassertropfen gefunden hat. Die Entdecker dieser neuen Welt haben den Dank, den wärmsten Dank der Wissenschaft verdient, aber es ist ihnen selber nicht eingefallen, jemals zu bestreiten, daß das krystallreine Wasser in der alten Welt, d. h. en gros betrachtet, eine recht gute Gabe für den ist, der durstet.

Auch die Luft ist eine gute Gabe Gottes für Alles, was athmet; gleichwohl läßt sich beweisen, daß sie nicht einmal 25% Lebenselement enthalte, und über 75% tödtendes Azot.

Wenn wir im Gebiete des menschlichen Lebens immer nur ängstlich zersehen wollen, so ist es ein Leichtes in allen Humanitäts-Anstalten von der Wiege bis zur Bahre, von den Findelhäusern bis zu den Leichenhallen, so viele schwarze Gestalten, so viele microscopische „Wenn“ und eudiometrische „Aber“ zu finden, daß Alles septisch und sceptisch auseinanderfallen muß, was krystallhell = menschlich ist.

Daß der kostbare Diamant beim Lichte oder vielmehr beim Feuer besehen, nichts mehr und nichts weniger als rabenschwarze Kohle vorstellt, das glaube, wer es will.

Klares Wasser, frische Luft und Barmherzigkeit wird man niemals aus der Welt analysiren, weil ohne alles Dreies die Welt nicht bestehen kann. Wenn man aber Wasser zu Schaum schlägt, so verliert es an Glanz und Klarheit; wenn man den reinsten Bergkrystall zu Pulver stößt, so wird

er undurchsichtig und wenn man den edlen Brillant gar zu lange der Feuerprobe aussetzt, so geht er zuletzt nothgedrungen in gemeine Kohle auseinander. Hier haben wir das Bild der Opposition. —

Die Opposition gegen Armen-Anstalten wurzelt selten in zu großer Kälte des Herzens, viel häufiger in gar zu analytischer Gründlichkeit des Kopfes, in einem mit zarter Gewissenhaftigkeit sehr wohl verträglichen Bestreben, die reinsten Thatsachen in hypothetische Besorgnisse zu zerlegen, in der künstlichen Kunst, dem großartigen Totaleindruck des ersten richtigen Gefühls, nach der Weise jener Kritiker zu entgehen, welche den Meisterstücken der Fresco-Malerei zu ihrem eigenen, nicht zu des Künstlers Schaden, so nahe treten, daß sie nichts anderes bemerken, als schmutzige Flecke und Striche.

Die Sonne bescheint die Berge und Thäler, wenn und weil sie hoch steht; sinkt sie herab, so bestrahlt sie nur die Berge und obendrein einseitig.

Damen halten sich im Gebiet des humanen Lebens stets auf derjenigen parteilosen Höhe, wo man das ganze übersieht, aber eben deshalb verfallen sie, wenn es sich um Vinderung des menschlichen Glends handelt, niemals, wie so gern wir Männer, einer Legion von rechtlichen Bedenken. Ihr Verstand ist in solchen Dingen nie ein zersezender, ihr Scharfsinn nie ein einseitig verneinender. Sie finden niemals in gutorganisirten Waisenanstalten die Mittel der körperlichen und geistigen Entartung und in den Kleinkinderschulen die Pflanzschulen des Müßiggangs der Erwachsenen, niemals in einer geregelten Armenpflege unfruchtbare und schädliche Palliativ-Maßregeln, niemals in der menschenfreundlichen Sorge für arme Säuglinge und Haltekinder eine Unterstützung des Lasters ihrer Mütter und in den Vereinen zur Verbesserung der Strafgefangenen eine Propaganda der Verbrechen, sie finden, um mit Göthe kurz zu reden, niemals, „in der Gottheit Fehler.“

Obgleich nach Linné das Menschengeschlecht nur eine Gattung, den homo sapiens, zählt, zu deutsch, obgleich nach Linné alle Menschen „weise“ sind, so tritt man diesem Naturforscherfürsten doch nicht zu nahe, wenn man, in weiterer

Spaltung dieses Adjectivs, die Menschen in die Schaffenden und in die Kritischen theilt.

In Armen-Angelegenheiten gehören Damen nie zu Letztern. Sie haben den Muth, das Meiste für rein zu halten, und an das Gute zu glauben. Darum opponiren sie grundsätzlich unter keinem Vorwande, am allerwenigsten in denjenigen Angelegenheiten, von denen Huseland sagt: „nur der Kranke ist arm.“ — Wahr ist es, das Waisenkind kann dem mitleidigen Manne entgegenlaufen und die hungrige Greisin kann sich an die Friedrich- und Behrenstraßen-Ecke setzen, wenn die reichen Leute zu Kranzler gehen, um dreifarbiges Eis zu essen. Ist das Herz der Letztern nicht kälter, als dieses süße Tricolor, so werden sie ihrer Börse einen Silbergroshen abeisen. Das active Betteln bestraft die Polizei, das passive ist mit Recht nicht verboten. Aber der arme Kranke kann auch nicht Ecke sitzen, er muß warten, bis der mitleidige Mensch zu ihm kommt, und treten bei diesem mnemonische Hindernisse ein, so kann jener hungern und dürsten. Schon aus diesem Grunde ist es gut, daß Leute existiren, welche das, den Meisten Kranken mangelnde Gehvermögen, durch das eigene ersetzen, aber durch andere Triebkräfte, als die Locomotive des Geldes ist, in Bewegung gerathen; gute Menschen, welche sich die Aufgabe gestellt haben, den schwersten Pleonasmus in der Natur der Dinge, arm und krank zugleich zu sein, diesem Zirkel, worin jeder Punkt Ursache und Wirkung zugleich ist, andern möglichst leicht zu machen. Im Bereiche der Wartung und Pflege verspreche man sich nicht zu viel von Männern. Bei den sogenannten barmherzigen Brüdern würde man sich nicht wundern dürfen, wenn die adjectivische Barmherzigkeit zuweilen abhanden käme. Sie sind ganz vortrefflich zum Ausziehen der Zähne, aber sie haben in der Regel zu große Hände, für die zarte Bettung zerbrochener Arme und Füße. Ihre Tugend ist gewiß nicht zu verachten, aber sie gehört auf einen andern Platz. Die Mönche vom Berge Karmel gegenüber den reißenden Thieren zum Schutze der Wanderer, und die Klosterbrüder des St. Bernhard, mit Hilfe ihrer treuen Trabanten im Kampfe mit der Macht der Elemente sind unzweifelhaft am rechten Orte. Jene beiden Berge, sind gewiß der hohe Wohnplatz einer noch

höheren Gesinnung die ganz eigentliche Sphäre großartig-männlicher Barmherzigkeit. Aber auf dem brüderlich sich anschließenden Abendberge bei Interlaken, würde Guggenbühl schwerlich so schnell zum Ziele gekommen sein, wenn er seine arme Kretinen-Kinder Männern hätte in die Pflege geben sollen. Was der Mensch nicht versteht, davon muß er ablassen. Zur sorgsamten Wartung der Kranken, sind Männerarme in den meisten Fällen schlecht zu gebrauchen. Es ist das größte Vorurtheil in der Welt, zu glauben, daß das weibliche Geschlecht schwach sei. Dies ist weder in Beziehung auf Körperkraft, noch auf geistige Ausdauer jemals bewiesen, auch ganz abgesehen davon, daß Frauen wie Männer an den Cardinal-Grundsatz aller Vereine zurückgehen können, an die einfache Praxis, daß zwei Menschen anfassen, wenn eine gegebene Last für einen zu schwer ist.

Unpolitische Fabeln

von

Fischer.

(Schluß.)

XIII.

Der kranke Löwe und der Fuchs.

Der Löwe hatte die Gicht und litt die heftigsten Schmerzen. „Du mußt Diät halten,“ sagte der Fuchs. Der Löwe ließ sogleich seinen Hofmarschall, den Esel, rufen, und befahl ihm, eine völlige Reform mit seiner Tafel vorzunehmen. „Von nun an nichts als Vegetabilien!“ sagte der besorgte Fuchs.

Es geschah. Der Löwe befand sich vortrefflich bei dieser frugalen Tafel; aber dem Bär, dem Wolf und seinen übrigen Hofleuten behagte sie gar nicht. Sie beschloffen, dem Dinge ein Ende zu machen, es möchte daraus entstehen, was es wolle.

Im Anfange richteten sie wenig aus, aber allmählig hörte der Löwe doch auf sie. Endlich gab er völlig nach; der Fuchs wurde mit einer

Benken entfernt, die vorige Tafel wieder eingerichtet, und Alles ging seinen alten Gang.

Finanzgeschichte von Preußen! Patriotische Minister! Heilsame Reformen!

XIV.

Der Künstler und die Lampe.

Ein Künstler, der viel des Nachts arbeitete, goß eines Abends Del in seine Lampe. „Sieh, wie ich für dich Sorge!“ sagte er. „Damit ich dir leuchten soll!“ gab sie bitter zur Antwort.

Fürsten! wenn ihr der Nation Gutes thut, es ist keine Wohlthat, es ist euer eigener Vortheil.

XV.

Der gnädige Löwe.

Der Thiere schrecklichstem Despoten
Kam unter Knochenhügeln hingewürgter Todten
Ein Trieb zur Großmuth plötzlich an.

„Komm, sprach der gnädige Tyrann
Zu allen Thieren, die in Schaaren
Vor seiner Majestät voll Angst versammelt waren,
Komm her, beglückter Unterthan,
Nimm dieses Beispiel hier von meiner Gnade an!
Seht, diese Knochen schenk' ich euch!“

„Dir, rief der Thiere sflavisch Reich,
Ist kein Monarch an Gnade gleich!“
Und nur ein Fuchs, der nie den Ränken
Der Schüler Metternich's geglaubt,
Brummt in den Bart: „Hm, was man uns geraubt,
Und bis auf's Bein verzehrt, ist leichtlich zu
verschenken!“

XVI.

Der Magen und die Glieder.

Die Thiere waren der königlichen Regierung überdrüssig; sie hatten den Löwen abgesetzt; es war niemand auf seiner Seite als der Fuchs.

„Aber laßt mich ein einziges Wort sagen!“ sprach er. „Die Glieder empörten sich einmal gegen den Magen. Der unnütze Müßiggänger — sagten sie — thut nichts als wohlleben und verdauen, indeß wir uns zu Tode für ihn arbeiten. Sie beschloßen, ihm nichts mehr zu reichen.“

„Was geschah? Der Magen litt freilich, aber sie fühlten bald, daß sie mitlitten. Sie wurden alle Tage matter und kraftloser und sie sahen endlich ein, daß sie den meisten Vortheil vom Magen hatten. Eben so ist es mit der königlichen Gewalt,“ fuhr der Fuchs fort; „auf ihr beruht das allgemeine Beste; alle anderen Stände, mit einem Worte, die ganze Nation besteht nur durch sie.“

„Du vergiffest einen kleinen Umstand,“ fiel die Schlange ein; „der Magen isset und nützt zugleich; die meisten Könige essen nur.“

XVII.

Der Hund und der Esel.

Der biedre Hund verließ die Burg des wilden Leuen,
Er traf auf einer grünen Bahn

Den sanften Junker Langohr an:
Woher? „Ich floh den Hof.“ Warum? „Die
Blackereien

Des Sultans fränkten mich.“ Das brave Thier!
Wohlan, ich mache dich zu meinem Leiblakeien.
Bleib hier: ich bin nicht grausam wie der Schach.

„Nein, sprach der Hund mit ernstern Mienen:
Verbrechen ist's, dem Wüterich dienen;
Dem Dummkopf dienen, wäre Schmach.“

XVIII.

Der Esel und der Hase.

„Fort!“ sagte der Löwe zu seinem Geheimschreiber, dem Luchse, „setze mir gleich ein Decret auf! Sie sollen mir alle aus dem Lande! Alles, was Hörner hat! Sie sind mir zu klug! Es sind lauter Demokraten!“

Das Decret wurde gegeben, und alle gehörnte Thiere mußten das Land verlassen. „Ach!“ sagte der Esel zum Hasen, „wie wird es uns gehen! Wie leicht kann man unsere Ohren für Hörner ansehen!“ Der Hase schlug vor, sich an den Geheimschreiber zu wenden.

Sie trugen ihre Sache vor. „Seid unbesorgt!“ war die Antwort des Luchses, „Esel und Hasen verkennt man nicht!“

Wem fallen hier nicht gewisse andere Decrete ein?

XIX.

Der Bauer und sein Esel.

„Geschwind! Zu den Waffen!“ rief ein Bauer seinem Esel zu, als die Feinde im Anrücken waren. „Zu den Waffen?“ antwortete dieser, „ich sehe nicht ein, warum. Mir kann es gleichgültig sein, wem ich gehöre. Ich muß einmal Lasten tragen, gleichviel wer sie mir auflegt.“ So sprach er und erwartete die Ankunft der Feinde, ohne sich von der Stelle zu rühren.

Aufruf zur Vertheidigung des Vaterlandes, das heißt: des fürslichen Interesses!

XX.

Das Pferd und der Esel.

„Lieber, nimm mir etwas von meiner Last ab!“ sagte der Esel zum Pferde, „sie ist zu schwer für mich, ich erliege.“ Das Pferd schlug es ihm höhnisch ab; der Esel blieb liegen und starb. Darauf bekam das Pferd die ganze Last desselben und seine Haut obendrein zu tragen.

Nationen! Provinzen! Die Bedrückung einer Stadt, die Mißhandlung eines Bürgers geht euch alle an.

XXI.

Der Baum und das Moos.

„Sei dankbar!“ sagte das Moos zum Baume; „ich schütze dich vor den Stichen der Insekten!“ — „Die fühle ich nicht!“ erwiederte dieser. „Aber du saugst mich aus!“

Staatsbeamte!

XXII.

Der Hund ohne Ohren.

Ein Schäfer schnitt seinem Hunde die Ohren ab; dieser winselte erbärmlich. „Warum schändest du mich so grausam?“ fragte er. — „Ihor!“ antwortete der Schäfer, „damit dich der Wolf nicht dabei packen kann!“ —

Schurken am Ruder! Wer kann euch bei eurer Ehre angreifen? Ihr habt keine mehr!

XXIII.

Der Hund und die Schaafe.

Ein Hund hatte die böse Gewohnheit, die Schaafe blutig zu beißen. Sie beschwerten sich endlich. — „Geh!“ sagte der Schäfer zum Hunde: „Du machst es, wie die Soldaten mit uns. Du sollst die Schaafe bewachen, und schindest sie.“

XXIV.

Die Bienen und die Hummel.

Ein Pächter hielt sich Bienenstöcke. Es war sein Vergnügen, den fleißigen Insekten zuzusehen. Indem flog eine Hummel hinzu, und er schlug nach ihr. „Nichtswürdiger!“ schrie sie, „ich bin besser als diese kleinen Insekten, ich werde mich rächen.“ Sie wollte ihn nun stechen, aber er zerquetschte sie.

„Sehet den Adel!“ sagte er, „er will auf Unkosten der Nation leben, er will sich von ihrem Schweiß mästen und verachtet Alles um sich her.“

XXV.

Der Knabe und die Schwalbe.

Ein Knabe hatte eine Schwalbe gefangen; er befestigte sie an einem Faden und ging davon. Die Schwalbe machte unendliche Bewegungen, sich zu befreien; endlich riß der Faden in der Mitte, doch behielt sie ein Stück davon am Fuße.

Triumphirend flog sie nun auf einen Baum. Aber die Unglückliche! Der Faden blieb an einem Ast hängen, und sie mußte verhungern.

Völker! So lange euch ein Glied der Sklavenkette bleibt, der Erste, der Beste wird sich dessen bemächtigen!

Die Lazzaroni.

Neapel hat das große Unglück, keinen Mittelstand zu besitzen. Es hat nur Adel und „Galantuomini“, die mit einander auf ganz gleichem Fuße verkehren, auf der einen Seite und Böbel

auf der anderen. Neapel ist die wahre Stadt des Böbels; er ist eine Macht, die oft furchtbar geworden. Die Reichen und Gebildeten sind genöthigt, ihm zu schmeicheln, der König selbst hält die Zügel seiner Pferde an, wenn er einem Haufen Lazzaroni begegnet, reicht ihnen die Hand und läßt sich von ihnen den Arm, das Gesicht, die Kleider streicheln.

In welcher engen, täglichen Vertraulichkeit der Großvater des jetzigen Königs, der etikettenstrenge Ferdinand I., mit ihnen lebte, ist bekannt. Zwar ist das eigentliche Geschlecht der Lazzaroni, das heißt der Menschen, die lebten, ohne bestimmte Beschäftigung und ohne Obdach zu haben, ausgestorben. Wohnungen haben sie jetzt alle, wenn es auch oft nur die Höhlen im weichen Gestein des Posilipp sind; auch einen Anlauf zur Annahme einer gewissen Garderobe haben sie gemacht. Freilich steht man noch oft genug Bursche, deren ganzer Anzug, wenn sie volle Toilette gemacht, aus einem um die Hüfte gebundenen Sacke, einem zerlumpten Stücke Zeug, das die Schultern bedeckt, und einer Wundermedaille auf der Brust besteht. Die Meisten sind zudem stolz auf eine warme phrygische Mütze von scharlachrother Wolle; ist der Kopf so sicher gestellt, so haben Füße und Beine begreiflich weiter keine Ansprüche und bleiben nackt im Winter wie im Sommer.

Was die Beschäftigung angeht, so sind, wie gesagt, auch in dieser Beziehung die guten alten Zeiten des *dolce far niente*, die Zeiten, wo die Lazzaroni sich sorglos am Strande des Meeres in den Sand legten und sich sonnten wie die Gidecksen, längst vorüber. — Viele von ihnen sind Handwerker geworden; der Handwerkerstand Neapels gehört größtentheils ursprünglich dem „Lazzarismus“ an. Aber auch die übrigen haben jetzt alle etwas zu thun. Entweder rufen sie Fische, oder Früchte, oder Blumen, oder Flugblätter aus, oder sie putzen die Stiefel der Vorübergehenden. Solch ein Stiefelwischer hat denn neben seinem Bürstentkasten auch gewöhnlich ein thätiges Banquiergeschäft; er hat einen alten wurmfischigen Tisch neben sich stehen, auf welchem in kleinen Haufen Tornesen und Grane aufgestapelt sind und an dem man kleine Münze einwechseln kann. Andere treiben einen Commissionshandel; sie lassen

sich von einem Tischler einen neuen, schön polirten Schrank, eine nothdürftig reparirte alte Wiege geben, pflanzen sich damit auf dem Largo San Spirito auf, und das Geschäft ist etablirt. Hat einer drei Drangen, einen alten Kupferstich und ein Bündel Schwefelbölzer, so breitet er ein Schnupftuch aus, arrangirt seine Schätze mit allem möglichen Geschmack, und die Firma ist fertig. Viele haben einen Freundschaftsbund mit einem Diaker geschlossen und springen hinten auf, sobald Jemand in den Wagen steigt; sie fungiren dann als Bediente, man mag sie wollen oder nicht, gleichviel — eure Diener zu sein, das ist ihr Herrenrecht. — An warmen Tagen steht man sie allerdings zahlreich am Strande liegen und sich sonnen, Sorglosigkeit um Vergangenheit und Zukunft in jeder Miene. Aber gewiß würden auch diese es sehr übel nehmen, sagte man ihnen, sie thäten nichts. Sie haben sicherlich erst in der letzten Woche einen Fischfang mitgemacht, und wer weiß, ob sie nicht übermorgen eine sehr anstrengende Arbeit bekommen werden!

Dieses Volk ist im Grunde gut und treu und anständig, wenn man freundlich mit ihnen ist und sie für Dienste mäßig bezahlt. Aber ihre Lage hat sie ganz natürlich auf den „Communismus“ hingewiesen; über das Mein und Dein haben sich ihre Begriffe keineswegs bis zu jener strengen Sonderung der Kategorieen aufgeschwungen, wie das bei uns der Fall, und man nennt Quartiere in der Stadt, Gegenden in der weiteren Umgebung, wohin man sich nicht gern allein begiebt. Außerdem scheint in den Traditionen des Volkes fortzuleben, daß es zu seinen Rechten gehört, bei bedeutenden politischen Veränderungen die schöne Stadt Neapel ausplündern zu dürfen. In den Jahren 1799, 1806 und 1815 haben sie in der That furchtbar gehaust, besonders in dem erst genannten Zeitpunkt, nachdem ein thörichter Angriff des Königs Ferdinand IV. auf die französische Republik die Truppen Frankreichs unter Championnet in's Land gebracht und der König nach Sicilien entflohen. Die Anarchie, welche dadurch in Neapel entstand, wurde vom „Lazzarismus“ zu den schrecklichsten Ausschweifungen benutzt.

Dasselbe geschah, als Ruffo's Siege die parthenopäische Republik stürzten und eine furcht-

bare Reaction über das unglückliche Land verhängten. Die Lazzaroni wütheten beide Male wie wahre Cannibalen gegen Greise und Kinder, gegen Frauen und Kranke. Es kamen dabei Scenen vor, wie sie die französische Schreckenszeit nicht aufweist. Ein unglücklicher, aller Politik fremder und nur den Wissenschaften lebender Herzog del Torre z. B. hatte am Tage vor dem Einzuge Championnet's für einige Freunde ein Abendessen bereitet; sein Friseur sah darin ein großes Banquet für die heranrückenden Franzosen, verbreitete dies unter dem Volke, und der Herzog, sowie sein Bruder Clementi, berühmt als Dichter, wie der Herzog als tüchtiger Mathematiker, wurden aus ihrem Hause gerissen, unter den Augen ihrer Mutter, der Frau des Herzogs und seiner Kinder nach dem königlichen Palaste geschleppt und sollten hier erschossen werden. Der Perrückenmacher fand aber diese Todesart zu schmerzlos, er schlug vor, sie bei langsamem Feuer zu verbrennen, und der Pöbel machte sich augenblicklich an's Werk. Die beiden Brüder endeten nach drei Stunden der furchtbarsten Qualen. Ihr Haus, eines der reichsten der Stadt und prachtvolle Sammlungen umschließend, wurde geplündert und dann eine Beute der Flammen.

Am schrecklichsten wurde später das Volk, als Ruffo unter den Mauern von Neapel angekommen war und die Franzosen und „Patrioten“ sich zuletzt auf einen kleinen Stadtheil zusammengedrängt sahen. Ruffo hatte unter den Lazzaroni verbreiten lassen, daß die Patrioten beabsichtigt, alle Lazzaroni zu hängen und nur die Kinder übrig zu lassen, um diese ohne Religion zu erziehen; sie hätten eine Menge Schlingen und Stricke unter sich ausgetheilt, nach der Anzahl, welche jeder erdroffeln solle. Der heilige Antonius habe ihm, Ruffo, diesen höllischen Anschlag verrathen, und darum sei er gekommen, das arme Volk von Neapel zu retten. Um die Sache anschaulicher zu machen, hatte er einen Kupferstich verbreitet, worauf der Heilige dem Heersführer der Royalisten erschien, die Hände voll Stricke ausgestreckt, während Ruffo ihn um die Rettung des Volkes anflehte. Das erste Opfer des so fanatisirten Volkes wurde ein Fleischer, bei dem ein Lazzaroni eine Anzahl Stricke entdeckte, die seine Handthierung

jenem nöthig machte. Damit begann das Blutbad, und die Volkswuth steigerte sich, als man in der That eine Menge von neuen Schlingen fand, welche Ruffo ohne Wissen der Bewohner in vielen Häusern hatte verstecken lassen. Ruffo gab zehn Ducaten für den Patriotenkopf. Die edelsten Frauen wurden auf wahrhaft scheußliche Weise mißhandelt; da die Lazzaroni glaubten, jeder Jacobiner oder Patriot trage einen Freiheitsbaum auf seinen Leib eingäht, so zogen sie die Unglücklichen, welche in ihre Hände fielen, nackt aus und trieben sie so durch die Straßen. Als der König endlich aus Sicilien zurückkam, wurden diese Scheußlichkeiten auf den höchsten Grad getrieben. Vor dem königlichen Palaste wurden sieben Unglückliche, die man eben arretirt, auf einem Scheiterhaufen verbrannt, und die Lazzaroni, um den letzten Unterschied zwischen sich und den Kariben auszulöschen, aßen das Fleisch der Opfer ihrer fanatischen und wüthenden Loyalität.

Das war die Weise, wie Ruffo und die Lazzaroni am Ende des Jahres 1799 das Königthum wieder in Neapel einführten. Die Lazzaroni sind natürlich immer sehr königlich gesinnt gewesen. Da sie nichts besitzen, drückt sie auch keine Abgabe; gegen jede Art von Steuer haben sie die cappadocische Einrede: *egret aere Cappadocum rex*, sagt Horaz —, und die Könige schonen sie und schmeicheln ihnen.

Eine andere Erhebung der Lazzaroni, wenn sie auch nicht von gleichen Schreckensscenen begleitet war, fand nach dem Sturze Murat's und vor dem Einrücken der Oesterreicher in Neapel Staat. Die Lazzaroni versammelten sich unter ihren „Capri Lazari“, deren ehemals jede der zwölf Nionen einen hatte, mietheten sich Magazine für die zu machende Beute und wollten die Stadt plündern, nachdem sie sich in die einzelnen Quartiere planmäßig getheilt. Zu gleicher Zeit sollten sich die Gefangenen im Castell del Carmine befreien und mit den Lazzaroni vereinigen. Die Neapolitaner trafen jedoch früh genug die nöthigen Vorkehrungen. Sie bildeten eine durch Officiere der flüchtigen Linien-Regimenter verstärkte Miliz, und als die Gefangenen in del Carmine den Befreiungsversuch begannen und bereits glücklich bis in den ersten Hofraum vorgedrungen waren, wur-

den Haubizen auf dem Dach des nächsten Hauses aufgepflanzt. Das Gefindel wurde damit unbarmherzig zusammengeschossen. Eben so rücksichtslos verfuhr man gegen die Lazzaroni; wo einige von ihnen sich zusammenschaarten, wurde auf sie gefeuert; sie machten zwar ebenfalls Gebrauch von ihren Waffen, aber es gelang ihnen nicht, wie 1799, die Oberhand zu bekommen. Als die Oesterreicher endlich einrückten, hieben die ungarischen Husaren auf sie ein, bis sie ihre Plünderungsgelüste aufgaben. Doch war noch lange Zeit nachher niemand vor ihren Mißhandlungen sicher, welcher nicht die Cocarde der Bourbonen oder die österreichische trug. Auch machten sie eines schönen Tages, als die Bourbonen längst wieder auf ihrem Throne saßen, in großen Scharen einen Sonntags-Ausflug nach Portici und verlangten, man solle ihnen das dortige, von Murat eingerichtete Schloß zum Plündern übergeben; es sei roba di Gioachino (Gepäck Joachim's) und deshalb von Rechtswegen ihnen verfallen. Eine Schwadron Husaren kam zu rechter Zeit dem zitternden Castellan zu Hilfe und brachte sie zum Rückzuge.

Seitdem scheint die Macht der Lazzaroni immer mehr gebrochen. Ihre Erhebung gegen die Constitution am 29. Januar d. J. war ohne alle Bedeutung und hatte nur den Charakter einer vereinzelt ausbrechenden Unordnung. Bei den großen Demonstrationen des Monats Januar hatte sich die Geistlichkeit Neapels verpflichtet geglaubt, das Volk zur Ruhe und zum Frieden zu ermahnen; man hatte ihm gepredigt, daß die Constitution, die man der Regierung abtrogen wolle, etwas Irreligiöses, und daß es eine Sünde sei, an solchen Dingen sich zu betheiligen. Als von besonderem Einflusse und in diesem Sinne von großer Thätigkeit wird ein Don Placido genannt. Außerdem hatte Delcarretto zu öftern Malen in der letzten Zeit Geldsummen unter die Lazzaroni vertheilen lassen und sie dadurch für sich gewonnen. Als nun der König am 29. Januar, nachdem er die Constitution versprochen, den Toledo hinaufritt, sah er sich am obern Ende dieser Straße von Lazzaroni umringt, die ihm zuriefen, sie würden nicht leiden, daß man ihm irgend Gewalt anthue; sie seien sein treues Volk und wollten

keine Constitution. Der König sprach beruhigende Worte zu ihnen: er habe die Constitution aus freien Stücken gegeben, und sie sei eine sehr vortreffliche Einrichtung. Das beschwichtigte sie jedoch nicht; sie fielen an mehreren Orten der Stadt diejenigen an, welche dreifarbige Schleifen oder Cocarden trugen, rotteten sich zusammen, machten Anstalt, einzelne Häuser zu plündern, bis die Nationalgarde, die sich durch Auxiliaren, d. h. durch neu eingeschriebene Bürger ohne Uniform, bedeutend verstärkt hatte, eingriff und mit Kolbenstößen die Ruhe wieder herstellte.

Das Seinige that denn auch jenes plötzlich inmitten der Wirren auftauchende populäre Rednertalent Don Michele Biscusi's, der unermülich ist. Wenn ein Haufe Volkes beisammen ist, gelockt durch die Ankündigung, Don Michele werde kommen und sprechen, so hat man nicht lange zu warten. In der Mitte eines Duzends eng zusammengedackter Lazzaroni steht er im Wagen, fährt mitten in den Haufen und beginnt seine der Fassungskraft der Zuhörer auf das trefflichste angepasste Rede, die eigentlich nur eine laute Unterhaltung mit ihnen ist.

„Meine Brüder,“ so beginnt er, „ein Verein von Herren und Damen hat mich beauftragt, Euch zu sagen, daß sie für Euch eine Cassa bilden, in welche Jeder, so viel er kann, einschießen will. Es muß etwas geschehen, um das Elend zu lindern, das Ihr nicht mehr ertragen könnt. Darum ist die Constitution da, damit die redlichen Leute, die bisher nicht zu Worte kommen konnten, mitreden dürfen und für das öffentliche Wohl sorgen und Mittel erfinden, daß der gemeine Mann sein Brot findet!“

„Eh,“ schreit der Chorus der Lazzaroni, „viva la costituzione! vivano i signori!“ — „Aber,“ interpellirt einer aus der Schaar den Redner im Wagen, „wie ist es mit den Volksfesten? Man sagt, die neuen Geseze würden die Festtage für das Volk verbieten und abschaffen.“ — „Abschaffen? Nichts werden sie abschaffen, sie werden die alten Feste lassen und neue dazu machen, Feste für die Constitution in Hülle und Fülle! Und wenn's nicht ganz anders geht, als ich voraus sagen darf, Fratelli, so sollen sogar die früher verbotenen Feste wieder in Gang gebracht werden.“

Die Coviva's verdoppeln sich. Dann verlangen Alle, daß ein Gesetz gegen die Habsucht und Härte der Hausvermieter gemacht werde. — „Ah, das ist just die Art von Bösewichtern, die auch mir das Leben sauer macht!“ ruft Don Michele. „Sorgt nicht, ich werde mein Möglichstes thun, daß wir ein Gesetz gegen dieses Volk herausbringen!“ — „Und die Bonafficiata (das Lotto)? Man hat gesagt, daß sie uns jetzt die Bonafficiata nehmen wollen.“ — „Sorgt nicht, meine Söhne, sie wird fortfahren, Euch zu ruiniren.“

Jetzt ist Alles zufrieden, und unter dem tobenden Bivatschreien sucht Don Michele fortzukommen, was ihm aber erst nach vielen Anstrengungen gelingt, denn Alle wollen ihn halten und ihn weiter hören. Das ist die Weise, wie Don Michele auf das Volk wirkt.

Der gute Michele ist am 15. Mai erschossen worden. Seine Lazzaroni aber sollen seitdem ihre politischen Ansichten modificirt haben. Die Polizei nahm ihnen einen Theil der geplünderten Beute wieder ab, was ihnen plözlich die Dinge unter einem ganz andern Gesichtspunkte erscheinen ließ. Seit einigen Tagen hat nun gar der König in seiner Angst vor denen, die um sein Leben würfelten, sich nicht mehr unter seinen guten Freunden sehen lassen, was sie ihm sehr übel nehmen, um so mehr, als längst der Carlin aufgezehrt ist, welchen er Jedem am ersten Tage nach den Heldenthaten des 15. Mai reichen ließ. Andere Carline kommen nicht nach, die Signori und Galantuomini haben sich verschworen, den Lazzaroni keinen Verdienst zukommen zu lassen, sondern nur Facchini von der Chiaja zu Dienstleistungen zu nehmen — lauter Dinge, um derentwillen ein Lazzarone in Versuchung kommen könnte, den König König sein zu lassen und sich einmal in der Rolle als constitutioneller Urwähler auf der breitesten Basis zu versuchen. Und in der That hieß es schon unlängst in Ober-Italien, die Lazzaroni hätten ihrem lieben Freunde Ferdinand den Hals abgeschnitten.

Die Kunst zu regieren,

oder

so war's, — so ist's.

Glaukon, der Sohn des Ariston, wollte durchaus an die Spitze der Staatsregierung gelangen. Sokrates, der ihm eines Tages begegnete, fragte ihn: „Du hast also, mein Lieber, große Lust, die Republik zu regieren?“ Ja, Sokrates. „Da wünsche ich Dir Glück, mein Freund. Von allen menschlichen Plänen ist dies der schönste, und Du wirst die Macht Deines Vaterlandes vergrößern: Dein Name kann in Athen und in ganz Griechenland berühmt werden, ja er wird, wie der des Themistokles, bis zu den Barbaren dringen. Jedenfalls wartet Deiner der größte Ruhm, wenn Du dem Staate dienest. Aber, sage mir, welches wird der erste Dienst sein, den Du dem Staate leistest?“ Glaukon schwieg und schien mit sich selbst zu Rathe zu gehen, welchen Dienst er zuerst seinem Vaterlande zu leisten beabsichtigte. „Würdest Du nicht vielleicht,“ sagte Sokrates, „darauf denken, den Reichthum der Republik zu vermehren?“ Allerdings. „Das Mittel, sie zu bereichern, ist doch wohl, ihre Einkünfte zu vermehren?“ Freilich. „Sage mir also, woher jetzt die Staatseinkünfte kommen, und wie hoch sie sich belaufen? Du hast doch wahrscheinlich Dir das einigermaßen zum Studium gemacht, um den zu schwachen Erträgen zu Hilfe zu kommen, und die ganz fehlenden zu ersetzen.“ Ich schwöre Dir, daß ich daran nicht einmal gedacht habe. „Da Dir Das entgangen ist, so laß doch einmal Deine Ansicht über die Staatsausgaben hören. Denn ohne Zweifel beabsichtigst Du doch, die unnützen zu beseitigen.“ Damit habe ich mich nicht beschäftigt. „Nun gut! so lassen wir die Mittel, das Vaterland zu bereichern, bis auf ein anderes Mal, denn wie sollte man irgend etwas darin leisten können, wenn man weder seine Einnahmen, noch seine Ausgaben kennt!“ Aber Sokrates, kann man nicht die Republik durch das Vermögen ihrer Feinde bereichern? „Allerdings, wenn man ihnen überlegen ist, denn bei geringeren Kräften würde man selbst Das noch verlieren, was man hat.“ Sehr wahr. „Wer also den Plan hat, einen Krieg anzufangen,

muß die Stärke seines Vaterlandes und die seiner Gegner kennen, damit er, wenn er sein Vaterland für stärker hält, ihm zum Kriege rät, und, wenn er es für schwächer ansieht, ihm Vorsicht empfiehlt." Vortrefflich! „Nun sage mir, wie stark sind wir zu Wasser und zu Lande, und was vermögen unsere Feinde?“ Das kann ich Dir auf der Stelle nicht beantworten. „Wenn Du eine geschriebene Uebersicht hast, theile sie mir mit: ich werde sehr gern etwas von Dir hören.“ Ich habe aber nichts niedergeschrieben. „So wollen wir also nicht weiter vom Kriege reden. Ich setze indeß voraus, daß Du wenigstens die Zahl der Truppen und der Besatzungen kennst, die zur Vertheidigung des Landes unterhalten werden müssen?“ Durchaus nicht. „So wirst Du doch wenigstens Kenntniß von den Bergwerken haben, und wissen, was sie einbringen?“ Nicht ganz genau. „Wenigstens wirst Du doch sorgfältig untersucht haben, wie lange mit dem Korn, das im Lande gewonnen wird, der Staat ernährt werden kann, wie viel man im Jahre über die Gewinnung hinaus verzehrt, damit Du nicht von einer Hungersnoth überrascht wirst, und Du Deine Mitbürger durch Deine Kenntnisse und Rathschläge unterstützen und sie retten kannst?“ Aber zum Henker, das ist ja nicht sogleich abgemacht, wenn man in alle die kleinen Details eingehen soll! „Und doch ist man nicht einmal im Stande, sein Haus zu regieren, wenn man dessen Bedürfnisse nicht kennt, und man sich nicht die Mühe giebt, ihnen abzuhelfen. Was würdest Du von einem Manne denken, der sich herausnehmen wollte, den Staat zu regieren, ohne die Bedürfnisse desselben und die Mittel zu kennen, den vorkommenden Schwierigkeiten zu begegnen? Würdest Du einen solchen Mann für sehr weise halten?“ Gewiß nicht. „Und würde er selbst nur, was man sagt, ein rechtlicher Mann sein, wenn er, in der Anmaßung, an der Stelle eines Mannes zu stehen, der viel fähiger ist, sein Land zu retten, den Staat der Gefahr aussetzte, durch seine anmaßliche Unfähigkeit zu Grunde zu gehen?“ Das würde allerdings wie ein schlechter Mann handeln heißen. „Wenn man Arzt sein will, was muß man wissen?“ Man muß die Arzneikunde kennen. „Und um ein guter Jurist zu sein, was

braucht man?“ Man muß die Gesetze studirt haben und von deren Geist durchdrungen sein. „Und um Heere anzuführen?“ muß man aus der Kriegskunst ein besonderes Studium gemacht haben. „Und um Schuhe zu machen?“ muß man es gelernt haben. „Und um politische Angelegenheiten zu behandeln, sollte man also nichts zu wissen brauchen? Hüte Dich, lieber Glaukon, daß Du nicht, während Du Ruhm zu erwerben suchst, Dir Tadel zuziehst. Es ist gefährlich, etwas zu unternehmen, was man nicht versteht, oder nur davon zu reden. Sieh Dich einmal um, wie die öffentliche Meinung mit Denjenigen umgeht, welche reden oder handeln, ohne etwas zu verstehen: findest Du, daß sie mehr Lobsprüche oder mehr Tadel einernt, daß sie mehr Bewunderung oder mehr Verachtung erregen?“

(Plato.)

Vom literarischen Schandpfahl.

Die Pädokratie.*

Pädokratie, d. i. Jungenherrschaft, Knabenherrschaft, so nannte neulich eine Zeitung die Studentenwirthschaft in Wien, und dasselbe Wort gilt auch von ähnlichem Treiben an anderen Orten; das ist ganz das rechte Wort für die Sache. Demokratie ist Volksherrschaft, d. i. derjenige Zustand, wo Alle im Volk ohne Unterschied ganz gleichen Anspruch an das Regieren haben und alle Stimmen ganz gleich gelten: Dumme und Gecheidte, Schlechte und Gute, Unerfahrene und Erfahrene, Lumpen und honette Leute. Ochlokratie ist Böbelherrschaft, d. i. derjenige Zustand, wo nicht wie in der Demokratie Alle ganz gleich viel zu sagen haben, sondern wo nur die unterste Hefe der Gesellschaft, die ganz Besitzlosen, die

*) Dieser Aufsatz muß selbst den verstocktesten Hypochonder zum Lachen bringen. Das ist die unfreiwillige Komik in höchster Potenz. Ich entlehne ihn den Zeitschriften, der Beilage zur ultramontan-ultraservilen Rhein- und Moselzeitung, weil ich noch nichts gelesen, wodurch sich die blinde Wuth der Reaction mehr in ihrer vollen Hohlheit und Blöße darstellte und lächerlicher machte.

D. R.

ganz Ungebildeten allein herrschen und alle übrigen Bürger tyrannisiren. Pädokratie ist Herrschaft der Jungen, wenn die Söhne über ihre Väter und gegen sie sich erheben, die Lehrjungen und Gesellen gegen den Meister, die Schüler gegen den Lehrer, kurz die Jungen gegen die Alten. Demokratie, Ochlokratie, Pädokratie — ein schönes Kleeblatt von politischen Zuständen! — Wie gerecht und vernünftig die völlige Gleichmachung aller Ansprüche am Regieren ist bei der großen Ungleichheit der Befähigung, das wird bei unbefangenen Nachdenken nicht schwer einzusehen sein. Auch haben die weisesten Männer alter und neuer Zeit die Demokratie als die niederste und schlechteste Gattung der Verfassungsformen von jeher angesehen. Daß die Pöbelherrschaft die ärgste und wüthendste Form der Tyrannei ist, bedarf keines Beweises. Am widerwärtigsten ist aber die Pädokratie oder Jungherrschaft. Alle diese drei politischen Zustände haben aber in unserer Zeit Eingang gefunden und suchen sich immer mehr geltend zu machen. Die Demokratie preisen uns ehrgeizige und selbstsüchtige Volksverführer als die vollkommenste Verfassung an und haben uns durch Freischaaenzüge dieses praktisch zu beweisen gesucht. Die Pöbelherrschaft haben wir von den Pariser Blousenmännern an, welche die Deputirtenkammer mit Gewalt auseinandertrieben und dem französischen Volke die Demokratie aufzwingen, bis zu den Krawallen in kleinen deutschen Landstädten mit Fenstereinwerfen und Ragenmuff in allen Schattirungen kennen gelernt. Die Jungherrschaft hat sich gezeigt in den Pariser Gassenbuben (gamins), welchen ein großer Theil der glorreichen Revolution vom 24. Februar zufällt und aus welchen nach Notizen in französischen Journalen mehr als der vierte Theil aller Verwundeten in den Spitalern bestanden haben soll; ferner in den Straßenkrawallen deutscher Städte, wobei Lehrjungen und Schulbuben eine bedeutende Rolle spielten; weiter in Zeitungsartikeln und Journalaufsätzen, die aus ganz jungen Federn geflossen sind; am glänzendsten aber in den Wiener Revolutionen — (bis jetzt drei) — und in dem Treiben der dortigen Studenten. An anderen deutschen Universitäten, wo die Studenten theils durch die freieren Verhältnisse, in welchen sie sich

schon früher bewegten, theils durch gründlichere Studien, viel reifer waren, zeigte sich zwar auch eine nicht zu billigende Theilnahme an politischen Bewegungen in demokratischer Richtung, aber nicht so allgemein und mit entgegenstehender conservativer Gesinnung eines andern Theiles der Studenten, jedenfalls aber nicht mit dieser unbegreiflichen Zudringlichkeit und fast naiven Unverschämtheit, wie bei den Wiener Studenten, welche die ganze Monarchie neu constituiren und regieren wollen. Das ist also der Tausch, den man uns zumuthet: für Monarchieen, wo man doch wenigstens seines Lebens und Eigenthums sicher war, eine Demokratie, gemäpigt durch Ochlokratie und Pädokratie, mit allgemeiner Unsicherheit und Verarmung.

Wir sagten vorhin, unter den drei politischen Formen, welche jetzt zur Herrschaft kommen wollen und zum Theil schon gekommen sind, sei die Jungherrschaft die widerwärtigste; gewiß, das ist sie: sie ist die unnatürlichste; sie ist die schimpflichste; sie ist die schädlichste. Zu allen Zeiten hat man geglaubt, zur Leitung und Behandlung der öffentlichen Geschäfte sei Erfahrung und Kenntniß des Lebens nöthig; diese kann aber nur ein reiferes Alter geben. Man hat von jeher geglaubt, die jungen Söhne, die Lehrjungen, die Schulknaben sollten den Vätern, den Meistern, den Lehrern folgen und nicht umgekehrt. Alle diese natürlichen Verhältnisse sind aber in der Pädokratie oder Jungherrschaft gewaltsam umgestürzt und umgewendet. Dieser Zustand ist aber zugleich der schimpflichste, weil er eine Schwäche von Seiten der Männer beweist, welche sie auf's Tiefste erniedrigt, und weil er zugleich beweist, daß die Väter, Meister und Schullehrer ihrer Pflicht bisher schlecht nachgekommen sein müssen, sonst hätte es nicht so weit kommen können. Derselbe Zustand ist aber auch der schädlichste, weil er nicht bloß die Gegenwart verdirbt, sondern uns auch die Hoffnung auf die Zukunft raubt. Gerathen wir Männer in eine verderbliche Demokratie oder Ochlokratie hinein, haben wir aber dabei einen noch unverdorbenen Nachwuchs, so kann man denken: unsere Söhne, durch unser Beispiel und durch die gesünderen Lehren, welche sich noch da und dort erhalten haben, belehrt, werden einmal unsere Fehler wieder verbessern.

Aber welche Männer werden aus solchen Jünglingen werden? Und wie wird das folgende Geschlecht werden? Aller menschlichen Voraussicht nach, wenn nicht höherer Beistand zu Hilfe kommt, ein noch wilderes, frecheres, über göttliche und menschliche Gesetze sich hinaussetzendes Geschlecht. In ihrem neuesten Revolutionsprogramm sprechen die Wiener Studenten auch „innige Vereinigung mit Deutschland“ aus. Mit Oestreich Vereinigung, aber von Euch, entartete Söhne Oestreichs, die ihr Deutschland immer größeren Wirren entgegen treibt, von Euch wenden wir uns mit Entrüstung und Abscheu!

Der Pilger.

Ein Roman aus dem Holländischen

von

Hazenbroek.

Frei übersetzt von W. G.

(Fortsetzung.)

Sein erstes Geschäft rief ihn nach Holland. Zu Amsterdam wohnte ein Verwandter seiner Mutter, ein Jude aus Jerusalem. Warum dieser Sohn des Ostens sein herrliches Land mit dem kalten Norden vertauscht hatte, wußte Niemand. Mit seiner Frau und einem kaum einjährigen Kinde war er plötzlich nach Holland abgereist, und man erinnerte sich recht wohl, daß er, da er sich in Amsterdam niederließ, aller Erkundigung und Neugierde ein Ziel gesetzt hatte. Lea's Mutter war in dem kalten Lande früh gestorben, und seitdem hatte Alazzo düster dahingelebt; er sonderte sich von allen Menschen ab, vornehmlich von den Christen.

Am meisten litt dabei die zarte Lea, seine einzige Tochter. Von Abel an bis zu unserer Zeit gab es stets Bevorzugte, denen Gott mehr Züge von dem Paradiesmenschen schenkte, als seit dem Fall im allgemeinen gewöhnlich ist; Lea war ein solches Wesen, bei welchem die ursprüngliche Reinheit hindurchschien. Ein Strahl des Lichts, das im Paradieseshofe unterging, das auf Golgatha wieder erschien, und das droben vollkom-

men scheinen soll, wenn die lange Nacht hienieden vergangen ist, leuchtete aus ihrer Seele. Ihre Frömmigkeit war die der Unschuld geblieben; statt angenommen zu sein, war es nur die ausströmende Mittheilung ihres Herzens. Stets in die heiligen Bücher vertieft, oder in eine Handschrift, die ihr überaus theuer war, obschon sie nicht alles verstand, was sie las, fühlte Lea sich unglücklich bei jedem Zusammentreffen mit der Welt. Was hatte sie auch der Erde zu danken? Kein zärtliches Mutterherz war ihr nahe, und wenn sie dafür sich nach der Liebe des Vaters umsah, traf sie auf dessen kalten und harten Sinn. Wandte sie sich anderswo hin, fast überall wurde sie verkannt und abgewiesen. Da sie den Talisman der Schönheit entbehrte, zog sie nur solche an, die unter der unansehnlichen Hülle die Engelsseele entdeckt hatten; Wenige kannten sie dazu hinreichend, und es braucht dazu Augen, die offener sind als man sie bei der Jugend findet. Und wäre das auch anders gewesen, Lea war von allen jungen Leuten zu verschieden, um von ihnen geliebt zu werden. Wir ehren die heiligen Engel, aber haben wir sie auch lieb?

Sie entbehrte so alles, was Freude heißen kann, sie ging ihren Weg, und alles, was das jugendliche Herz an Liebe und Begeisterung besaß, flog der Hoffnung auf eine schönere Zukunft entgegen. So verbrachte sie ihr Leben mit einem beständigen Heimweh in der Brust.

Achtzehn Jahre war Lea alt geworden, als Josua in dem Hause ihres Vaters erschien und darin als Sohn aufgenommen wurde. Mit großer Freude hatte Alazzo den jugendlichen Eiferer bei sich empfangen, der durch seine Verwandtschaft und durch mehre Briefe seiner spanischen Glaubensgenossen ihm empfohlen war, und begeistert schlossen beide Männer sich einander an. Wenn sie mit Lea sich unterredeten, war stets die bevorstehende Erfüllung ihrer Hoffnung der Gegenstand. Wie schienen alle drei enig, und doch fehlte im Grunde viel daran! Wohl blickten sie nach demselben Ziele, aber mit ganz anderen Augen. Die beiden Männer betrachteten sich nur als Söhne von Abraham, Lea konnte nicht vergessen, daß sie zugleich eine Tochter Adams war. Es dauerte auch nicht lange, da hatte ihr zarter Sinn die

Verschiedenheit zwischen ihrem Glauben und zwischen dem Glauben Josuas bemerkt. Erst hatte sie sich durch die Begeisterung, welche den jungen Mann erfüllte, mächtig angezogen gefühlt; da fand sie so schön ausgedrückt, was sie nur denken konnte; aber allmählig entdeckte sie, daß die Flamme, welche so mild nach außen strahlte, innerlich nur wenig Licht gab, und daß die Gluth, die alles zu verzehren drohte, kaum einen Funken von Wärme zurückließ. Da hatte sie Mitleid mit ihm, und wollte ihn dazu bringen, daß er seinen Irrthum einsehen sollte, aber Josua sah stolz auf die einfältige Seele herab, die seinen hochfliegenden Geist hemmen wollte.

Doch wurde sein Streben allerdings gehemmt, und zwar durch eine Frau. Der junge Mann war gegen die Reize der Jüdinnen kalt geblieben, und doch erglühete er plötzlich mit aller Stärke des feurigen Blutes für eine Tochter des Nordens. Josua sah Ottilie van Waldemar, er liebte sie und betete sie an; von jetzt an bekam sein Leben eine andere Gestalt; die Einheit seiner Wünsche und Begierden, die Uebereinstimmung zwischen Neigung und Pflicht war unterbrochen. Sein Herz ging einen anderen Weg als seine Sprache — der Streit des Mannes mit der Welt hatte angefangen! Er hatte sie für würdig gehalten eine Jüdin zu sein, aber nun sah er, daß sie zu jener verhassten Sekte gehörte. Sehr schmerzlich war es für ihn, dieses zu entdecken, aber die Liebe trug den Sieg davon. Er schweifte umher durch Stadt und Feld in der unsicheren Hoffnung, sie anzutreffen, sie, die er anbetete, und die er nur so sollte zu sehen bekommen. Er wollte sein Gewissen beschwichtigen und den Trost befriedigen, der ihn der Freigebit beschuldigte; so schwur er sich selbst, er wolle die schöne Christin fliehen, wenn er in ihren Blicken irgendwie Geringschätzung gegen den Juden anträfe. Aber immer sanfter wurde Ottilien's Blick und immer stärker Josua's Liebe. Der Mann mit den edlen ernstesten Zügen, mit dem seelenvollen, bleichen Gesicht, mit den dunklen Augen und den schwarzen Locken, mit dem ganzen Betragen, das den Fremdling verrieth, mußte durchaus Ottilien anziehen. Trotz aller Nachforschungen war es ihr unmöglich zu erfahren, wer oder was er sei; überall stand er

vor ihr und verschwand wieder wie ein Geist; dies machte den Zauber noch größer. Er schien sie ganz anders zu lieben, als der Kreis von Anbetern, welcher sie umringte. Langsam entstand eine Art Verbindung zwischen den beiden Leuten, die einander so fern standen und doch auch wieder so nahe. Wie viele Gespräche führten sie ohne zu sprechen, und wie oft hatten sie ein tête-à-tête mitten in einem vollen Concertsaal. Geschieden durch eine Menschenmenge und ohne andere Worte außer den rauschenden Tönen der Musik, bat er sie dann um Liebe, und sie wies ihn zurück mit der sanften Abwehr, die aus der weiblichen Schaam vor dem Uebermuth des Mannes hervorgeht. Wie viel kleine Zwistigkeiten hatten sie, und wie viel süße Ausöhnungen kamen vor in der Gebehrdensprache, welche sie so geheimnißvoll und verstohlen mit einander führten.

Es war das wohl von Seiten Ottiliens nur ein Spiel. Ohne Nachdenken trieb sie es, denn es war für sie so süß, aber Josua hatte schon so viele Verweise davongetragen, die er sich selbst gab, so viele Mißhelligkeiten in und außer dem Hause. Auf einmal drang das Wort: Jude mit schrecklichem Ernst in die scherzhafte Stimmung von Ottilie ein; das Schicksal verlangte auch von ihr den Einsatz, welchen es mit Recht von allen Spielern fordern kann. Betroffen war sie zurückgewichen, aber es war zu spät.

Unbedachtsam hatte Josua zugegeben, daß eine so starke Neigung in seiner Seele Wurzel faßte, und jetzt war seine ganze Seele damit angefüllt. Nur an Ottilie dachte er, für sie lebte er, um ihretwillen vergaß er Aeltern, Freunde, Vaterland, alles! Er wollte fliehen, aber alles, was er seinem Abgott entgegenstellte, sank nieder. Josua beschuldigte damals die Lauheit seiner holländischen Glaubensgenossen, daß sie seinen Eifer ausgelöscht habe. Mazzo war fern davon, zu verzagen. Während Lea vergebens trachtete von Josua zu erfahren, was ihn so verändert und umgewandelt habe, wartete Mazzo nicht auf des Jünglings Vertrauen; er ließ ihm seine Schritte nachgehen. Was er hörte, brachte seine ganze Seele auf. Alte Wunden erwachten wieder, und er betrachtete seinen früheren Liebling mit Bitterkeit. Lea trachtete zu versöhnen und gut zu

machen, aber der Bruch wurde täglich größer und schien unheilbar zu werden, als Josua erklärte, er wollte an der Tafel eines Christen speisen. „Verflucht sei das Haus, in welches Du gehen willst!“ war das letzte Wort des Alten, da er das Zimmer mit dem Ungestüm eines Jünglings verließ. Lea's Herz klopfte von einem nie gekannten Schmerz. „Werdet Ihr doch gehen?“ fragte sie.

„Die Hölle soll mich nicht zurückhalten,“ sprach Josua mit glühend rothen Wangen. „Du weißt's nicht,“ setzte er sanfter zu Lea hinzu; „es war eine Zeit, da ich es auch nicht wußte,“ und unwillkürlich seufzte er; „aber jetzt ist das Loos geworfen; ich kann nicht anders.“

„Möchtet Ihr wohl Euren Entschluß ändern, Josua?“

„Nein!“ sprach der Jüngling kurz, und ging fort. Lea sah ihm nach. Beim Hinabgehen hatte sich die Wolke von seinem Gesicht verzogen, und es glänzte vor Freuden. Traurig schüttelte das Mädchen den Kopf, und wandte die feuchten Augen vom Fenster ab. Da stimmte sie ihre Harfe, und sang:

Was beugt dich nieder, o meine Seele?

Sechstes Kapitel.

Es wurde im Hause des Herrn Waldemar viel und fröhlich gesprochen. Die Herren sprachen über das Alltägliche, über die Ereignisse in Spanien, das Ministerium Thiers und so weiter. Auch überlegten sie, was die Franzosen im Morgenlande thun oder lassen würden, wie es demnach mit dem europäischen Frieden stehen würde. Man fand hier Leute aus verschiedenen Ländern, und so wurden auch sehr verschiedene Urtheile gehört. Es wirkte dabei das Nationalgefühl der Redenden; sie berechneten, ob ihr Vaterland Vortheil oder Nachtheil davon haben möchte, und wenn so jeder von seinem Vaterlande sprach, hatte Josua manchen bitteren Augenblick. Alle sprachen: mein Land, mein Volk, unser Fürst, und wo war das Land, der Fürst, der Staat von Israel? Langsam wurde das Gespräch geändert, und es kam auf die Künste, welche kein Vaterland haben,

die als liebliche Genien über die ganze Welt hinschweben, die bald hier bald da mit den weißen Flügeln niederstreifen, wo nur irgend ein Land Tempel besitzt, um sie zu beherbergen.

„Weil wir von Künsten sprechen,“ sagte Herr Waldemar; „das Bildniß meiner Tochter wird gemacht, sie sitzt dazu jeden Morgen einige Stunden.“

„Fräulein Ottilie wird sicher nicht in diesem Anzuge gemalt werden,“ sprach ein alter Herr, indem er auf den Kamin wies, über welchem das Bild der Frau Waldemar auf die Anwesenden niederblickte. Sie war von Hodges gemalt in einem einfachen Hauskleide, die kleine Hand ruhte auf der aufgeschlagenen Bibel, und das Lesen darin hatte einen Schein von himmlischer Freude auf ihr liebliches Gesicht gebracht; die vor Behemuth lächelnden Augen schienen von ihr beseelt.

„Gerade in dieser steifen altväterischen Tracht,“ sagte Herr Waldemar. „Ottilie hatte den Gedanken, sich in einem idealen Anzuge malen zu lassen in mitten eines Busches, einen Löwen zu ihren Füßen, als Sinnbilder der Zartheit und der Kraft. Dazu hatte sie die schönsten Lichteffekte ausgedacht: einen italienischen Himmel über dunklen Pinien, so daß deren hohe Stämme einen dunklen Hintergrund bilden sollten; höchst romantisch, auf mein Wort! Aber der Trogkopf weigerte sich durchaus, sich nach ihrem genialen Gedanken zu fügen.“

„Gewiß ein peintre perruque,“ sagte ein junger Modenjüngling mit einer Weste à la jeune France.

„Vergeben Sie mir, es ist ein junger Mann; wirklich einer, den ich hatte in Schutz nehmen, und dessen Talent ich auf diese Weise hatte bekannt machen wollen, aber ich habe schon eingesehen, daß er meinem Schutze wenig Ehre machen wird, und dieses habe ich ihm auch rundheraus erklärt; aber der junge Mann behauptet, die Kunst sei ihm lieber, als aller Gewinn auf ihre Kosten. Bien lui fasse, sage ich, Ottilie mag sich später ein anderes und besseres Bild für sich machen lassen; aber er ist verloren.“

„Kann man wissen, wo der Sonderling wohnt?“ fragte der alte Herr spottend.

„Er bewohnt mit seiner Familie ein Bodenkammerchen auf der Nordseite der Raamgracht,“ war die Antwort.

Der alte Herr zeichnete es in sein Taschen-

buch auf, und ebenso that Josua, entweder um des Malers oder um des Bildes wegen, an welchem jener arbeitete.

(Fortsetzung folgt.)

J e u i l l e t o n .

Altwasser (Schlesien). Die Sklaven der Despotie, Nacht und Glaubensbeschränkung sind oft drollige Käuze. Ein solcher hat wider Willen der Sache der Freiheit einen Dienst durch folgende Bekanntmachung in den Gebirgsblüthen geleistet: Es ist dieser Tage aus der Fabrik einer republikanischen Klicke eine schriftliche Erklärung ohne Namensunterschrift den Wahlmännern hiesigen Kreises zugesendet worden mit der Aufforderung: diese Erklärung in ihren Gemeinden unterschreiben zu lassen und sodann an unsern Abgeordneten in Berlin einzusenden. Die Herumträger derselben haben — wahrscheinlich in Folge erhaltener Anweisung — sich der Worte bedient: „Der König will falsch spielen, Ihr sollt diese Erklärung dagegen unterschreiben.“ Mehrere der Aufgeforderten haben auch blindlings unterschrieben. Einsender dieses glaubt allen denen, die nicht wissen mögen, was sie unterschrieben haben, einen guten Dienst zu erweisen, wenn er den Sinn erwähnter Erklärung in gemeinschaftliche Worte übersetzt. In diesem Gewande dürfte sie also lauten: „Wir haben den König durch unsere glorreiche Revolution (Rebellion) gestürzt und wollen uns nun selber regieren. Die neuen Minister, die durch unsere Revolution ihre Aemter erhalten, haben eine neue Verfassung entworfen, die dem Könige und den Wohlhabenden wieder Rechte zuläßt, die wir ihnen genommen haben und nicht wieder geben wollen. Die Minister sprechen von einer Vereinbarung, oder Einigung zwischen König und Volk! Das können wir nicht zugeben, denn dadurch würde der König uns gleichgestellt, und wir wären dann nicht die Selbstherrscher im Lande. Wir verwerfen daher den Verfassungsentwurf wie auch die Vereinbarung, und wollen selber eine Verfassung machen, die für unsere alleinige Herrschaft paßt. Will der König unser erster Unterthan sein und unsere Beschlüsse in unserem Auftrage und Namen ausführen, so wollen wir ihn aus Gnade und Barmherzigkeit behalten; will er es nicht, so mag er gehen, wohin er will, wir werden ihm eine kleine Pension geben.

— Wir vermiffen auch in dem Verfassungsentwurf die Sicherung aller der Freiheiten und Mittel, die es uns möglich machen, so oft eine Revolution zu machen, als wir Lust dazu haben. Kurz und gut, der Verfassungsentwurf paßt für uns, die wir auf der Höhe der Zeit, ja über der Zeit stehen, nicht, höchstens können mit ihm die Liebhaber des Friedens und der Ruhe, d. h. gewöhnliche Geschäftsleute, zufrieden sein, nicht aber wir, die wir uns berufen fühlen zu herrschen und den Königen auf den Nacken zu treten.“ Was nun diejenigen, welche die obenerwähnte Erklärung unbedacht und ohne Prüfung unterschrieben, zu thun haben, mag ihnen ihr Gewissen und die heilige Schrift sagen, welche spricht: „Gebet dem Kaiser was des Kaisers ist, und Gott was Gottes ist.“ Hayek.

Berlin. Ein neues satyrisches Journal führt den Namen: Tante Voss mit dem Besen.

* * Die Regierung soll damit umgehen, für diejenigen braven Männer, welche unter der Larve von Gessinnung, mit den Farben der Besonnenheit und Mäßigung angestrichen, ihr in die Hände arbeiten, den Titel zu creiren: Geheimer Bestimmungsrath.

* * Hat denn das alte Blödsinn-, Bosheits- und Lügen-System noch nicht eingesehen, daß Niemand mehr so dumm ist, den scheinbar aus freiwilligen Gänsefedern ausgehenden Inseraten gegen Männer der Freiheit und für die Huldigung der Despotie, auch nur einen Schatten von Glauben zu schenken? Da stehen heut ein Paar Inserate in Zeitungen, die den Schein verbreiten, als ob ganz Vor- und Hinterpommern nichts wolle, als in hündischem Gehorsam allerunterthänigst an den Stufen des Thrones zu ersterben. Aber in Vor- und Hinterpommern sind es auch nur wenige mit Dummheit und Entwürdigung Geschlagene, welche den Segen der Freiheit nicht fühlen. Ein heruntergekommener Krautjunker und ein Vagabond und Gauner, der nie heraufkommen

kann, höchstens an den Galgen, haben sich dem offiziellen, geheimen Bureau für diese Loyalitäts-Adressen und Verdächtigungs-Inserate gegen freie Ehrenmänner, gegen ein Billiges hergegeben und schlagen ihre Namen, an denen nichts mehr schlecht zu machen, selbst an den Schandpfahl der Knechtschaft. Man will mit ziemlicher Gewißheit wissen, daß mit der Bossischen Zeitung ein Accord wegen Aufnahme dieser Inserate abgeschlossen sei: bei zwölf bezahlten, nimmt sie das dreizehnte gratis auf. An Schamlosigkeit und Gemeinheit Alles übertreffend, erschien neulich ein Inserat gegen Held. Man mußte bei dieser Nichtswürdigkeit nur über die Ungeschicktheit der Abfassung staunen, durch die sich dieses schmutzigste aller Pasquille selbst unschädlich machte. Es enthielt nämlich so genaue Data über Held's früheres Leben in dem Militairwaisenhanse und über seine militairische Laufbahn, daß es nur von einer sehr hohen Behörde, oder einem höchst hoch stehenden Einzelnen konnte veranlaßt worden sein, der die Macht hat, die Einsicht in geheime Acten und Conduitenlisten zu gestatten. Von der Moral, welche in der Höhe gilt, nur den Beweis, daß im beregten Pasquill versucht ist, das Andenken an Held's verstorbene Eltern in den Schlamm zu treten. Das thut ein Regime, welches mit seiner Religiosität kokettirt! Man baut dem Christenthume Kirchen, man plagt die Heiden mit Missionären, man betet knieend, weinend und zähneklappernd, aber von der Liebe, von der Vergabung, von dem „dein Wort sei Ja, Ja, Nein, Nein u. s. w.“, von der Wahrfastigkeit will man nichts wissen. Man züchtigt sie an Andern mit pensylvanischem Zellengefängnisse, für sich selbst hält man sie aber zu unbequem. Was über Held selbst in dem Pasquille gesagt wird, gereicht diesem, wie groß auch die Bosheit, womit es niedergeschrieben, nur zur Ehre. Er zeichnete sich in dem Waisenhanse der Art aus, daß man sich bewogen fühlte, die Dummheit des Vorurtheils zu umgehen, wonach kein Bürgerlicher, dem man dort Wohlthaten spendete, Offizier werden durfte. Held wurde Offizier. Nun werden die Gunstbezeugungen aufgezählt, die ihm einige hohe Personen erwiesen. Wie plump, Herr Pasquillant! Nur diese hohen Personen möchten sich jetzt noch dieser Wohlthaten erinnern. Denn da es so selten vorkommt, vergessen es hohe Personen nie, wenn sie einmal einem Einzelnen was Gutes erwiesen, während sie an das Alltägliche, wie sie in Einem fort Massen unglücklich machen, nicht denken. Sie, Herr Pasquillant, machen daher glauben, jene hohen Personen hätten ihre Hand bei Ihnen mit im Spiele! — Heil einer Zeit, in der sich eben

nur so ungeschickte Federn für den Dienst des Despotismus und der Lüge hergeben! Es thut weh, einen Genz verachten zu müssen. Die jetzt seine Dienste leisten, sind selbst unserer Verachtung nicht werth. Jener sank von der Höhe seines Geistes in den Schmutz; diese wälzen sich nur in dem Schmutze, der ihr Lebensselement, aus welchem sie nie herausgekommen.

* * Das Verlangen nach Association hat auch unsere Gauner ergriffen. Sie haben sich zu einer Petition an den Justizminister vereinigt, in welcher sie um Beschleunigung der Revision des Strafrechts bitten, weil sie eine Herabsetzung der Diebstahls- und Betrugs-Strafen durch die neuere Gesetzgebung hoffen. Zugleich beantragen sie die Vernichtung der bisher gegen sie verhandelten Voracten, weil die Revolution alles Bestandene aufgehoben, und sie sich eine mit Rücksicht auf früher begangene Verbrechen erhöhte Strafzumessung unter den gegenwärtigen Verhältnissen nicht gefallen lassen können. Die Renommirtesten unter den hiesigen Compromittirten haben zu der Bezahlung des Abfassers der Eingabe reichlich beigesteuert.

* * Wie wenig die von den städtischen Behörden unternommenen Erdbauten controllirt worden, dafür zeugt, daß bei Rummelsburg zwölf Mann über einer Rasenbank so lang arbeiteten, daß diese dem Magistrat achtzig Thaler kostete.

* * Dr. Gustav Freitag steht bei Herrn von Küstner in ganz besonderer Ungunst; deshalb hat dieser zwei der schönsten Rollen des Dramas: „Graf Baldemar“ in die unberufendsten Hände gegeben: die russische Fürstin an Fr. Viereck, die in keiner Beziehung ihre Stellung an dem Berliner Theater verdient, — und den Bedienten des Grafen an Herrn Hiltl. —

Breslau. Ein Börsenspeculant, dessen Wahlspruch: nur Geld verdienen! — äußerte: da ich jetzt bei der politischen Meinungsverschiedenheit leicht gegen einen, mit dem ich ein Geschäft machen will, anzustoßen fürchte, wenn ich ihm auf seine Anfrage antworte, daß ich zu der oder jener Partei gehöre, sage ich dann immer nur: Ich bin confus! — Das ist recht kaufmännisch, lieber sich selbst für verrückt ausgeben, als einer selbstständigen Meinung wegen um ein Geschäft kommen. Wenn man das Schwimmen und Dummreden der meisten Börsenmänner über den Sieg der Freiheit hört, wird man versucht, zu glauben, sie alle hätten den Verstand verloren.

* * Der Oberpräsident Pinder hat die Volksversammlungen unter freiem Himmel verboten.

Um dem Befehle des Herrn Oberpräsidenten sich gehorsam zu zeigen, hielten die Breslauer eine Volksversammlung beim schönsten Wetter unter Regenschirmen ab.

Dresden. Carus stellt in seinem gediegen gehaltenen Werke: *Mnemosyne*, Blätter aus Gedenk- und Tagebüchern, die Aufgabe für Plastik: Wenn es sich tausendfältig im Leben bewährt hat, daß die Liebe die Lust und die Begeisterung zu den Künsten erweckt, sollte es nicht ein zierliches bedeutsames Basrelief geben: Amor, eine schlafende Muse aufweckend —? Es ist sonderbar, daß die Alten, die so vielerlei Sinniges vom Amor darstellten, so viel ich weiß, nie auf diese Idee gekommen sind.

Frankfurt a. M. Börne's zwei Brüder, die bisher sich, wie ihr Vater, Baruch nennen mußten, haben jetzt den gefeierten Namen ihres Bruders angenommen.

* * Dr. Zeittels aus Olmütz sagte neulich in der Nationalversammlung: „Ich wünsche, die Kartoffelernte möge so reichlich ausfallen, wie die Zahl der Reden in dieser Versammlung.“ — Man möchte nur hinzufügen, daß die Kartoffeln weniger wässerig wären.

* * Unter der Ueberschrift „Genrebilder aus Frankfurt“ liest man in der Bremer Zeitung: Der Rednertribüne gerade gegenüber sitzt ein kleiner hagerer Mann, mit einem eckig ausgeschnittenen faltenreichen Gesicht voll scharfer Züge, mit grauem Haar, er ist von Kopf bis zu Fuß braun gekleidet, er schaut etwas verdrießlich, ja ingrimmig zum Redner hinauf; das darf er sich schon erlauben, sein ganzes Wesen ist Grimm; und zwar Jakob Grimm von Berlin. Dieser wackere, ausgezeichnete Mann zählt das Redetalent nicht zu seinen übrigen Verdiensten. Neulich in einer der ersten Sitzungen, hielt er einen ziemlich langen Spruch; es that mir leid, einen so bedeutenden Mann hier so unbedeutend erscheinen zu sehen, er wiederholte sich oft, und auch seine äußerliche Bewegung war ermüdend. Weit über das kleine Lesepult hinübergebeugt, fährt er plötzlich auf, stemmt den einen Arm in die Seite, dann den andern, dann lehnt er sich wieder vorüber, dann fährt er wieder auf, und so wiederholt sich dieses Spiel eckiger Bewegungen unaufhörlich, es ist als hätte man eine zum Spaß so zappelig uhrweckende Automatenfigur vor sich. Diese spitzwinkeligen Drehungen sind doch schwerlich der Ausdruck innerer Verlegenheit; denn wenn einer verlegen ist, warum bestiegt er dann den Rednerplatz? — so müssen sie wohl als schlechtes Angewöhnen ange-

deutet werden. So manche im Dufte der Form, durch den Qualm der Zeitungsberichte groß und mächtig dämmernde Gestalt, trocknet in der Nähe und mit eigenen Augen befehen nur zu ganz mäßigen Formen zusammen. — So geht es mit dem Freiherrn Winke, den man vom ersten Berliner Reichstag her, als eine vielversprechende, parlamentarische Größe ausposaunt hatte. Der dicke Mann bearbeitet sein Thema mit einer zähen Gelassenheit, wie etwa einer ein Gartenbeet umgräbt. Geist und Schwung? Nichts. Nicht einmal höhere Intelligenz klingt aus seinem Sprechen hervor. Das Organ ist ein gewöhnliches, ein fettes mag ich es wohl nennen; auch begegnet es dem Redenden häufig, daß er an einzelnen Worten stockt, er braucht dann ein mehrmals hintereinander ausgestoßenes te, te, te, te, ehe er den spröde gewordenen Guss wieder zum fließen bringt.

Freiburg (Schlesien). Der treffliche Arzt Dr. K. ist glücklicher Vater dreier guten, klugen Kinder. Besonders zeigt der jüngste, erst vierjährige Knabe viel Lebhaftigkeit und Lernlust, so daß er schon lateinische Vocabeln ausschnappt, welche sein älterer Bruder hersagt. Jüngst, am Geburtstag einer Pathe, beglückwünschte K.'s Tochter dieselbe mit einem französischen und dann der ältere Knabe mit einem deutschen Gedichte. Der Jüngste stand dabei. Kannst Du mir gar nichts sagen? — fragte ihn die Pathe. Das Kind, fast weinend aus verletztem Ehrgeize, platzte heraus: Ich weiß auch was: bestia, das wilde Thier. —

Glogau. Ein kurioses Büchlein ist hier erschienen: *Constitutioneller Morgenstern*, das ist: der Vorschlag einer gerechteren und mehr als genügenden Besteuerung des preussischen Landes, von Friedrich Wilhelm Böhelt. Der ebenso vernünftige als gerechte Vorschlag besteht darin, daß die Pfandbriefbesitzer ein Procent zahlen sollen. Der Verfasser sagt: Die Zinsen von allen diesen Werthpapieren, und zwar nur ein Procent, bringen uns jährlich mehr noch als neunhundert Millionen Schatz- und Schutz-Geld, und der Staat ist geborgen, ohne eine Anleihe machen zu müssen. Am Schlusse heißt es: Nun, mein liebes Publikum, werde ich dir einmal ein Sinnbild von großen und kleinen Rothschilden nur in der Provinz Schlesien machen, damit du eine richtige Idee vom menschlichen Leben bekommst. In Oberschlesien ist der große Baron von Rothschild Gutsbesitzer, daher Eigenthümer im preussischen Staat. Sein Vermögen rechnet man auf 600 Millionen, welches also zu 5 Procent jährlich 30 Millionen Renten abwirft. Ein einziges

Procent zu den Bedürfnissen des Staates als Schutzzeld oder gerechte Steuer macht allein 6 Millionen, und ich dächte, wenn derselbe noch jährlich 24 Millionen bezöge, so habe er genug, denn es trägt ihm täglich noch die Summe von 65,736 Thaler, welche immer weiter manipuliren, und ihm Kaiser und König unterthänig machen. — Sodann ist in Oberschlesien auch noch ein kleinerer Matador: es ist der Herr Graf von Renard in Groß-Stochlitz, dem rechnet man jährlich 5 Millionen Revenüen. Sieh, diese Menschen haben auch nur bloß einen Magen, wie wir. Was machen sie denn mit dem vielen Gelde? Antwort: Sie kaufen in den Kaiserlich österreichischen Staaten, verschiedenen Provinzen, Güter auf, machen auch wieder lebendige Papierle, die da Zinsen bringen, und so geht das fort und fort und fort. — In Oberschlesien giebt es gar sehr große Matadors. Dem Herrn Grafen von Renard rechnete man allein, als die Eisenbahn-Actien aufkamen und Eisenbahnen etablirt wurden, und der Centner Eisen nur um einen Thaler aufschlag, in seinem Eisen-Hochöfen-Betriebe durch diesen Aufschlag jährlich 100,000 Thaler Avantage in der Hauptstadt Breslau. Sodann hatte Mittelschlesien, und namentlich Breslau, so viele große Bankiers, die alle größere und kleinere Rothschilde sind, Commerzienräthe u. s. w. — Diese Leute machen Capitalien, und die Andern werden von Jahr zu Jahr ärmer und verhungern, denn jene sind verhältnißmäßig ganz steuerfrei. Ich will einen mittelhochgestellten Staatsbeamten vorstellen, der, wie es bis jetzt gewesen, dem Staat treu und ehrlich diente, und dafür nur 5000 Thaler jährlich bekommen haben soll. Dieser trieb aber noch ein bedeutendes Geschäft mit solchen lebendigen Würmern, d. h. Staatspapieren. Denn er besaß den raffinirtesten Speculationsgeist, und hatte sonach jährlich neben seiner so sauer (!) verdienten Pension noch eine bedeutende Einnahme von wenigstens 1000 Thalern aus Staatspapieren, also zwischen 6 — 7000 Thalern jährlich, oder täglich zwischen 16 und 17 Thalern. Er hatte auch nur einen Magen, und jedes seiner Familie auch. Er starb zuletzt eines natürlichen Todes, wie jeder andere, und die Herren Geistlichen rühmten noch öfters bei seiner Leiche am Grabe, wo man doch von Gott und Rechts wegen den Lebenden die Wahrheit sagen sollte: wie sich derselbe ganz für das Wohl Anderer aufgeopfert hätte. Aber — wird man fragen — haben denn die Herren Geistlichen nicht auch zuweilen mit dergleichen Lumpenpapier, lebendigen Würmern von Pfandbriefen, Staatsschuld-scheinen, Eisenbahnactien, Hypotheken manipulirt, oder sich dergleichen verschafft? — Ich antworte, daß ich

das nicht weiß, denn, sie bitten ja immer: Gebt den Armen, so wird sich der liebe Gott wieder erbarmen! — Freilich wollen gottlose Leute den geistlichen Stand auch entehren und behaupten, daß der geistliche Herr immer seine Arme am Leibe meine, doch das glaube ich nicht, sondern das wird sich ja finden, wenn die Pfandbriefe u. s. w. inventarisiert werden. — Wenn wir nun auf diese Weise den Grundbesitz oder beziehungsweise den daraus zu erzielenden Ertrag besteuern, so frage ich: was wird Glogau werth sein? Was ganz Ober-, Mittel- und Nieder-Schlesien? Großherzogthum Posen, in Städten und Dörfern? Ost- und West-Preußen? Lithauen? Pommern? Alt-, Ucker- und Neumark? Was allein Berlin? Was Preussisch Sachsen mit der Lausitz? Westphalen? Was die Rhein-provinz? Was die Marine? Was die Kron-güter, Waldungen, Jagden u. s. w.? — Hier dürfte bei nur einem Procent Einkommensteuer eine Summe herauskommen, welche die bisherigen Bedürfnisse des preussischen Staats um das Zehnfache übertrifft.

Herrmannstadt. Von hier aus ist nachstehende Adresse an die Studentenversammlung auf der Wartburg ergangen. Deutsche Brüder! Commilitonen! Die rechtswissenschaftliche Hochschule der Siebenbürger Deutschen entbietet euch brüderlichen Gruß und Handschlag in aller deutschen Treue und Liebe. Ihr ganzes Herz, ihr ganzer Sinn hängt an eurer nationalpolitischen und wissenschaftlichen Entwicklung, und weiß sich keinen höhern Lohn für ihre Anhänglichkeit, kein höheres Entzücken als von euch im fernen Mutterlande als Brüder erkannt und geliebt zu werden. Sie fragt euch daher mit den Worten des Dichters:

Denkt ihr daran, ihr heißgeliebten Brüder!
 Daß euer schönes Land auch uns gebar?
 Daß wir auch eures großen Volkes Glieder,
 Daß eure Mutter auch die unsre war?
 Sind wir euch nah auch in entfernten Gauen,
 Liebt ihr uns auch im neuen Vaterland?
 Darf unser Herz auf eure Treue bauen,
 Und reicht ihr gerne uns die Bruderband?

Und ist dem so, o dann laßt uns, die wir mit stolzem Bewußtsein den Ehrennamen „deutscher Student“ führen, o dann laßt uns eintreten in den geistigen Verband; wir werden, wenn auch in anderer, uns eigens zugewiesener Bahn und Form, auch dort an den Ostmarken europäischer Gesittung nach euren geistigen und politischen Er-rungenschaften streben, dieselben bewahren — o dann hebt uns ein Gefühl des erhabensten

Muthes, und wir, die ferne, langvergeffene Colonie der Siebenbürger Deutschen, schwören euch mitten im Ansturm fremder Nationalitäten, wir, in unserer Volksthümlichkeit vielfach bedroht, verkannt und verlassen, wir schwören euch heilig und feierlich zu:

Wir wollen Deutsche sein!
Ein großer Volksverein!
Für Pflicht und Recht!
Handschlag darauf und Kuß!
Ewigen Bruderschuß!
Ein Volk aus Einem Guß!
Niemandes Knecht!

Die Vertreter der rechtswissenschaftlichen Hochschule der Siebenbürger Deutschen. Friedrich Schuler, stud. jur. Max Schenker, stud. jur.

Ingolstadt. Würden unsere jetzigen Tyrannen wohl anders gegen die Volksredner verfahren, wenn es in ihrer Macht stände, als Ludwig mit dem Bart gegen den Kürschnermeister Lang? — Im Jahre 1422 rief dieser Kürschnermeister Lang, als Wortführer der Donauwörther Bürger, die Herzöge Ernst und Wilhelm von Baiern zum Schutz gegen ihren Vetter Ludwig in Ingolstadt auf. Dafür ließ ihm hernach dieser, als er in seine Gewalt gerieth, die Zunge ausschneiden und beide Hände abhauen, und zwar angeblich aus Barmherzigkeit, nachdem er eine viel höhere Pön verdiene.

Köln. Die Neue Rheinische Zeitung, die man zur Erhebung zur Hand nehmen muß, wenn man von dem matten, gehalt- und geistlosen und feigen Ton der meisten andern deutschen Zeitungen abgespannt ist, bringt in Nr. 6 ein Gedicht von Freiligrath: *Trog alledem!* Variirt.

Das war 'ne heiße Märzzeit,
Trog Regen, Schnee und alledem!
Nun aber, da es Blüthen schneit,
Nun ist es kalt, trog alledem!
Trog alledem und alledem,
Trog Wien, Berlin und alledem —
Ein schnöder scharfer Winterwind
Durchfröstelt uns trog alledem!
Das ist der Wind der Reaktion
Mit Mehlthau, Reis und alledem!
Das ist die Bourgeoisie am Thron —
Der annoch steht, trog alledem!
Trog alledem und alledem,
Trog Blutschuld, Trug und alledem —
Er steht noch und er hubelt uns
Wie früher fast, trog alledem!

Die Waffen, die der Sieg uns gab,
Der Sieg des Rechts trog alledem,
Die nimmt man sacht uns wieder ab,
Sammt Kraut und Loth und alledem!
Trog alledem und alledem,
Trog Parlament und alledem —
Wir werden unsre Büchsen los,
Soldatenwild trog alledem!
Doch sind wir frisch und wohlgenuth,
Und zagen nicht trog alledem!
In tiefer Brust des Jornes Gluth,
Die hält uns warm trog alledem!
Trog alledem und alledem,
Es gilt uns gleich trog alledem!
Wir schütteln uns: Ein garst'ger Wind,
Doch weiter nichts trog alledem!
Denn ob der Reichstag sich blamirt
Professorhaft, trog alledem!
Und ob der Teufel reagirt
Mit Huf und Horn und alledem —
Trog alledem und alledem,
Trog Dummheit, List und alledem,
Wir wissen doch: die Menschlichkeit
Behält den Sieg trog alledem!
Und ob der Prinz zurück auch kehrt
Mit Hurrah hoch und alledem: —
Sein Schwert ist ein gebrochen Schwert,
Ein ehrlos Schwert trog alledem!
Ja doch: trog all- und alledem,
Der Meinung Acht, trog alledem,
Die brach den Degen ihm entzwei
Vor Gott und Welt, trog alledem!
So füllt denn nur der Mörser Schlund
Mit Eisen, Blei und alledem:
Wir halten aus auf unserm Grund,
Wir wanken nicht trog alledem!
Trog alledem und alledem!
Und macht ihr's gar, trog alledem,
Wie zu Neapel jener Schuft:
Das hilft erst recht, trog alledem!
Nur, was zerfällt, vertretenet ihr!
Seid Kasten nur, trog alledem!
Wir sind das Volk, die Menschheit wir,
Sind ewig drum, trog alledem!
Trog alledem und alledem!
So kommt denn an, trog alledem!
Ihr hemmt uns, doch ihr zwingt uns nicht —
Unser die Welt trog alledem!

* * Ein Rheinländer ruft dem Kaiser von Rußland zu: Siehe dich vor, Czar, deine Horden in unsere Länder zu treiben: sie sind mit der Pest der Freiheit angesteckt! Wir können zwei Worte in den Osten schleudern, welche für uns fechten werden, wie Heere: Polen und Freiheit! Napoleon hat oft gesagt: Rußland wäre mein

gewesen, wenn ich mich hätte entschließen können die Leibeigenschaft aufzuheben!

London. Am 2. Juni hielten die Deutschen in London ein „Meeting“, zu welchem alle großen Kaufleute, Consuln und Diplomaten besonders eingeladen worden waren, zu welchem sich aber nur eine sehr kleine Zahl einfand. In dem großen Saale der „Hall of Commerce“, die der Eigenthümer, ein Engländer, unentgeltlich eingeräumt hatte, waren von den 40,000 Deutschen, die London bewohnen, nicht mehr als 2 — 300 erschienen. Die meisten Deutschen in London erklärten offen, sie hätten „aufgehört, Deutsche zu sein“; sogar mehre Consuln Deutschlands, namentlich der österreichische, benutzten diese Ausflucht. Die Versammlung wählte Herrn Hübner zum Präsidenten, der die Verhandlungen mit einer Rede eröffnete, in welcher er den Aufruf an alle Deutschen in England zu Beiträgen für die Bildung einer deutschen Flotte, dieser „neuen Bürgerschaft des Friedens“, empfahl. Andere Redner, wie Professor Forchhammer, Gerstenberg, Baur u. folgten. Das Resultat war ein Aufruf an alle Deutschen in England, die Bestätigung des Comité's und Eröffnung der Subscriptionen, welche bis zum 2. Juni, einschließlich der 1000 Pfund von dem Prinzen von Preußen, nur etwa 1400 Pf. St. betragen. An alle deutschen Kaufleute in der City ergingen Einladungen zur Versammlung, und etliche zwanzig der angesehensten und reichsten Häuser wurden um Erlaubniß ersucht, ihre Firma der Liste derjenigen hinzuzufügen, die bereit sind, Beiträge zu diesem patriotischen Zweck in Empfang zu nehmen. Mit drei Ausnahmen lehnten es alle ab, in Briefen, deren Styl von der üblichen Höflichkeit bis zu einem tiefen Grade von Grobheit hinabreichte. Der Vorwand der meisten war der Krieg mit Dänemark; einige schrieben, sie seien brittische Unterthanen und möchten sich deshalb in deutsche Angelegenheiten nicht einmischen; andere sagten, sie könnten ihre Zeit für solche Dinge nicht hergeben; ein anderer erklärte, er sei „kein Deutscher, sondern ein Südösterreicher“, und deswegen habe das Unternehmen keinerlei Interesse für ihn; ein Haus, das sich auf sein Deutschthum immer viel zu gut that, ging sogar so weit, gegen die Erwähnung seiner Firma mit einem öffentlichen Proteste zu drohen. Die Antworten der deutschen Consuln waren noch charakteristischer. Der österreichische erklärte, er könne sich mit den Angelegenheiten eines fremden Landes nicht befassen, er habe mit den eigenen genug zu thun; der Vertreter der drei Hansestädte begnügte sich mit der lakonischen Anzeige, er habe die Einladung den Behörden mit-

getheilt, die er repräsentire; der badische Consul that kund und zu wissen, daß er sich ohne alle Verhaltungsbefehle befinde; der weimarische befürchtete, die englische Regierung würde es nicht erlauben, Beiträge zu diesem Zwecke zu sammeln, und der Vertreter von Frankfurt a. M. fügte seinem schriftlichen Ablehnen noch die mündliche Erklärung hinzu: Deutschland bedürfe gar keiner Flotte; wenn es sich zu Hause gut aufführe, so habe es von außen nichts zu fürchten, und übrigens besitze ja Oesterreich eine Flotte! Es ist vorgeschlagen worden, die Briefe dieser Herren drucken zu lassen und sie zum Besten der deutschen Flotte zu verkaufen.

Mannheim. Schließ deine Läden, besitzende Classe! Und du, löbliche Bürgerwehr von K, D, Z patrouillire mit schlotternden Knien und klappernden Zähnen eine halbe Nacht im allerärgsten Regen! — — So führt unsere verb. ehrliche und grobkernige Namensschwester, die Mannheimer Abendzeitung, einen Artikel ein, welchen Hecker in sein neues Blatt, den „Volksfreund“, geschrieben hat, betitelt: Der Fürstenstaat und die Volksarmuth. — Der Eingang lautet: Die sicherste Stütze jedes freien Staates ist ein kräftiger Mittelstand. Ein Volk, welches getheilt ist in Herren und Knechte, eignet sich zu einer Fürstenregierung, nie aber zu einer Volksregierung, zu einem Freistaat, zu einer Republik. Der Fürstenstaat, wenn er bestehen will, muß das Volk zerreißen in Herren und Knechte. Die Republik, wenn sie gedeihen will, muß das Volk zu vereinigen suchen in einem kräftigen Mittelstand. Der Fürstenstaat kann nur gedeihen mit einem Adel, entweder mit einem Erbadel, oder wie in der neuesten Zeit, in welcher der Erbadel anfängt zu Wasser zu werden, mit einem Geldadel, Geldaristokratie, Geldsack. Im Fürstenstaat kann keiner Abgeordneter des Volks werden, er sei denn ein reicher Mann.

Paris. Um einen Begriff davon zu geben, welche Mittel angewendet werden, um dem Volke die Köpfe zu erhizen, und wie wenig dabei der lächerlichste, von der grassendsten Unwissenheit zeugende Unflun mangelt, folgt hier ein aufregender Artikel, der in einer der letztern Nummern des Journal de l'Arrondissement du Havre erschien: „Am verwichenen Freitag kam mit der Nordbahn eine Colonne von 60 Polen zu Paris in dem kläglichsten Zustand und von allem entblößt an. Sie kamen von einer Expedition zurück, die sie zur Befreiung ihres Vaterlandes unternommen hatten. Die mobile Nationalgarde nahm sie als Brüder auf. Einige Officiere hatten den glücklichen Gedanken, eine Collecte zu Gunsten der

unglücklichen Verbannten zu veranstalten, zu der viele der ankommenden Reisenden das Ihrige beizutragen. Die Eisenbahnverwaltung der Nordbahn räumte ihnen einstweilen einen der Wartesäle zum Aufenthalt ein, wohin man ihnen Lebensmittel brachte. Unter tausend furchtbaren Thatfachen, welche die Unglücklichen hinsichtlich der von Preußen in Warschau (!) verübten Grausamkeiten erzählten, wollen wir nur folgende bemerken. Als sich die preussische Soldateska der Citadelle (immer in Warschau) näherte, spießte sie ein neunjähriges Mädchen an ihre Bajonnette und trug es so als eine Trophäe davon. Es war das Kind eines Fischers. Jetzt aber warfen sich dreißig Fleischerknechte auf die Soldaten, von denen sie ungeachtet eines furchtbaren Kugelregens einige dreißig mit Stöcken und Beilen tödteten. Zu Stanislawow fand den 2. Mai eine furchtbare Missethat statt. Die Schuljugend wollte einen Beamten, der sich bei der Schlächtereierei im Jahre 1846 ausgezeichnet hatte, ein Charivari bringen; dies wurde aber verrathen, der commandirende General ließ eine Compagnie Walachen (ohne Zweifel preussische) sich in Hinterhalt legen, welche über die Kinder und Frauen, aus denen die Gruppe, welche die Ragenmusik machen wollte, bestand, herfielen und ein furchtbares Blutbad unter ihnen anrichteten; hierauf plünderten die Soldaten die Todten und Verwundeten. Wahr ist es, daß einige Officiere deren Leichenfeier beiwohnten, indem sie sagten, daß der General und der Obristlieutenant allein in dem Geheimniß dieses meuchlerischen Fallstricks gewesen seien!“ Aehnliche Artikel finden sich in fast allen der ultrarevolutionären Partei angehörigen Journalen der Departemente. Wie würden sich der Kaiser von Rußland und Oesterreich wundern, wenn sie erführen, daß sich die Preußen solche Greuel in ihren Staaten erlauben.

** Unlängst schnitt einer im Gedränge einem Herrn die beiden Frackschöße ab. Der Eigenthümer des Rockes drehte sich um und nahm den Abschneider am Kragen. Was machen Sie da? fragte er. — Das sehen Sie ohnehin. Ich nehme nach dem Systeme des Kommunismus die Hälfte Ihres Fracks. — Der Frackmensch, welcher auf einmal Spencermann geworden war, schlug sein großes spanisches Rohr am Rücken des Diebes entzwei, und sagte: Auch ich bin ein Kommunist. Ich theile meinen Stock mit Ihnen. Da, nehmen Sie die Hälfte davon. —

** In einem Kaffeehause sagte ein Gast, welcher schlecht bedient wurde, zur Eigenthümerin: Madame, seit einer Stunde habe ich Bavaroise verlangt, und Ihr Garçon bedient mich nicht. —

Seien Sie nachsichtig — sagte die Frau — dieser Mensch ist noch nicht lange im Dienste. Sein Stand ist ihm neu, er ist ein ehemaliger Unterpräfect. — Ein anderer Herr rief dem Marqueur zu: Sieh Acht, ungeschickter Mensch, Du begießest mein Beinkleid mit Kaffee. — Sprechen Sie höflicher mit mir, erwiderte dieser, seit der Republik stehen wir uns alle gleich. Der Herr verzehrt seinen Kaffee, bezahlt und geht. — Mein Herr, vergessen Sie den Garçon nicht. — Bürger, ich werde meines Gleichen nicht die Beleidigung anthun, ihm zwei Sous zu schenken.

** Ein Herr Barete hat eine Petition an die Nationalversammlung eingereicht, daß die Ehe auf mehrere Frauen für einen Mann ausgedehnt werden solle.

Posen. Auf den Grund, daß unsere Stadt deshalb dem deutschen Bunde angehören solle, weil das Uebergewicht der Bevölkerung deutsch, entgegnete ein Pole: wenn ein derartiger Grund stichhaltig sein sollte, dann ließe Rußland Gefahr, die Stadt Saratow, die fast ausschließlich von Deutschen bewohnt ist, zu verlieren. Aus einem ähnlichen Grunde könnten dereinst die Juden die Galizische Stadt Brody für Palästina reklamiren.

Tours. Hier lebt ein Ehepaar, Masson, seit 15 Jahren vermählt, ohne daß Gatte oder Gattin einander seit der Zeit gesehen und gesprochen. Am Hochzeitstage wurde der Gatte von den Freunden Hymens durch zwei Gensd'armen weggerissen, welche ihm einen Verhaftsbefehl wegen Diebstahls vorhielten und ihn vor Gericht führten, das ihn zu fünfjährigem Kerker verurtheilte. Nachdem er diese Strafzeit überstanden, kehrte er zurück, um in die Arme seines Weibes zu eilen, da erfuhr er, daß diese ihn fünf Jahre lang treu und geduldig erwartet hatte, aber gerade Tages zuvor auch wegen Diebstahls auf zwei Jahre zum Gefängnisse verurtheilt worden sei. Auch sie überstand ihre Strafzeit und eilte zu ihrem Gatten heim, aber — ach! dieser sah bereits wieder eines Vergehens wegen in Rom. Im November 1841 freigelassen, nahm er sich nicht erst die Mühe nach Hause zu gehen, denn er hatte schon unterwegs erfahren, daß man sein Weib abermals als Diebin auf fünf Jahre eingesperrt. Er suchte Trost in andern Ländern. Nach fünfjähriger Abwesenheit kehrte er gegen Ende vorigen Jahres nach seiner Heimat zurück, um seine Frau endlich einmal zu umarmen; aber schon in Lyon wurde er von Neuem verhaftet, weil er seiner Gattin ein Geschenk hatte mitnehmen wollen, ohne seine Börse zu öffnen.

Trochtelfingen (Schwaben). Unsere Gegend, die jetzt dem Wanderer als ein lieblicher Park mit lauter netten und freundlichen Häusern erscheint, war noch vor 50 Jahren eine Räuberhöhle. Das lange, lange Dorf, mit zwei Kirchen, wohl an ein Duzend Wirthshäusern und einer Bevölkerung von 1000 Seelen, liegt über das sogenannte Nief hinaus, im Anfange des Härtsfeldes, das sich in immer weiterer Erhöhung an die württembergische raube Alp hinzieht. Im vierzehnten Jahrhundert hauste hier und zu Ederheim die reiche schwäbische Familie von Emershofen. Durch Verkauf des Orts an die Grafen von Dettingen im Jahre 1372 und durch neue Vergebungen und Belehnungen derselben an die Herren von Ulrichshausen, Sipplingen, Gufftingen, Hausen, Herkheim, entstanden eine Menge neuer Nebenschlöffer, welche bei den vielfach erfolgten neuen Veränderungen und Theilungen am Ende meistens von den Bauern selber ausgekauft worden. Doch blieben bis zur neuesten Zeit noch zwei alte Sitze, das untere Schloßlein, wahrscheinlich das Emerhofer, in welchem der Wallersteinische Forstmeister wohnte, und das obere, welches dem Bader Storch gehörte, wie er behauptete, einem Abkömmling der andern Dorfjunker, vielleicht der Herkheimer, wie er denn auch noch in der Kirche seinen ausgezeichneten Ehrenstand mit dem Storch als Wappen hatte. Das Dorf, welches durch die Verbannung seiner Junker seinen Zustand auf keinen Fall verschlimmerte, gewann noch dazu eine eigene republikanische Gestalt. Die ganze Dorfpolizei und Gemeindeverwaltung lag in den Fünfern, das ist fünf Gemeindemännern, welche die alten fünf Schloßbesitzer vorstellten, und denen ein Jahr um das andere der Fürst von Wallerstein, durch seinen Forstmeister im untern Schlosse, und der Bader im obern als Sechser vorstand. Alle Jahr ging die neue Wahl der Fünfer vor einer eigenen fürstlichen Regierungs-Commission, nach abgehaltenem förmlichen Gottesdienst, vor sich, dem zuletzt ein stattliches Mahl folgte, wobei sich auch der Geistliche befand, der überdies das Recht in Anspruch nahm, seine Vormeinung abzugeben, insofern den neu zu Wählenden Anstände über ihr sittliches und religiöses Benehmen erregt werden könnten, dem sich die Bauern gewöhnlich im Stillen fügten, die Commissarien aber als rechtliche Befugniß widersprachen. Ein solcher Ort, worüber

keinem andern eine Dorsherrschaft zukam und der durch seine selbstgewählten Verwalter das Gemeinwesen und alle kleinen Nüßen besorgte, dabei alle und jede Handthierung nebst der abgabefreien Brauerei unzüchtig treiben konnte, hieß ein Freidorf. Die Fünfer versammelten sich theils vorberathend bei ihrem Sechser, theils alle Sonntage in ihrem Häuschen auf dem Kirchhof, und je nachdem hierbei Sachen vorkamen, forderte der Gemeindefürer beim Ende des Gottesdienstes auch die herausgehenden andern Gemeinde-Männer auf, im Umkreise stehen zu bleiben, mit dem lauten Ruf: Wer zur Gemeinde gehört, der bleibe stehen (der uralte Umstand). — Leider gehörte zu dieser Gewerbefreiheit auch der freie Bettel, welcher freilich nicht von den meist wohlhabenden Inwohnern selbst, aber von den angrenzenden, meist katholischen und höchst armseligen Dörfern auf eine unglaubliche Art betrieben wurde, besonders von dem nächstliegenden Ort Flochberg, über dem sich die stattlichen Ruinen einer alten Grafenburg erheben. Aber in den Hütten des sogenannten Dorfes und in den Ruinen selbst hauste eine Ueberzahl von lauter Schiedern oder sogenannten Freileuten; in ganzen Kotten, die Mütter mit der Wiege auf dem Rücken, der Vater mit mehren an sich gelockten Hunden am Strick, die Mädchen meistens blühende und gesunde Gestalten mit dem Strickstrumpf im Arm, andere große Buben mit Hausrath und Dingen auf dem Karren und im Schnappfack, denen es durchaus an den Ursprungszeugnissen ermangelte, dazu noch mit Dudelsack, Pfeifen und Geigen behangen, zogen sie die Landschaft auf und ab. Trotzig pochten sie an Fenster und Thore: Unserer sind so viele Köpfe, gebt uns hiernach Brot, Eier, Schmalz. Hinter der nächsten Hecke wurde Lager gemacht, Hunde und Menschen tanzten am Ende bei der Fiedel und Sackpfeife; man schloß im Mondenschein oder forderte den Bauer hervor, daß er seine Scheunen öffne. In der Charwoche kamen sie öfter mit großen Bügen herbei, um in der zum großen Unglück auch noch als Wallfahrt berühmten Flochberger Kirche dem Vater ihre Sünden zu beichten und ihn dann nach erhaltener Absolution in den Osterfeiertagen rein auszuplündern.

J. Laßker.

Verantwortlicher Redacteur: **Robert Schmieder.**

Druck von Carl Ramming
in Dresden.

In Commission der Arnold'schen Buchhandlung
in Dresden und Leipzig.